*kultur*land oldenburg

Zeitschrift der
Oldenburgischen
Landschaft

Ausgabe 1.2011 | Nr. 147

3,80 €

oldenburgische landschaft

Der ironische Realist: Das Werk von Jub Mönster

Interview mit Ministerin Wanka über Kultur in der Region

Dr. Lamec Saad: Grenzgänger zwischen Orient und Okzident

Inhaltsverzeichnis

2 **Der ironische Realist**
Anmerkungen zum Werk Jub Mönsters
8 **„Bemerkenswertes Interesse am Kulturangebot in der Region“**
Ministerin Johanna Wanka im Gespräch
12 **Eine Schönheit, die Verheerungen in den Herzen anrichtete**
Die Hofdame Katharina Botsaris machte viel Eindruck in Oldenburg
14 **Zu Gast beim russischen Zaren**
Brief der Großherzogin Elisabeth von Oldenburg aus St. Petersburg 1853
20 **Ein umtriebiger Familienmensch**
Horst-Günter Lucke wurde 75 Jahre alt
22 **Ein vergessener Grenzgänger zwischen Orient und Okzident**
Der Arzt und Publizist Dr. Lamec Saad
28 **„Sowohl Halt als auch Orientierung“**
Horst Milde im Gespräch
30 **Die tragische Liebe des Orpheus und der Eurydike**
Zum Grabmal von Emmi und Felix Lewald
34 Meinung
35 **Drei von 103**
Die Aktion „Entartete Kunst“ im Landesmuseum Oldenburg
36 **Gegen „falschen Geist der Aufklärung“**
Prof. Hanschmidt auf Fürstenberg-Tagung
37 **Landeskulturfest helau!**
Oldenburgisches Landeskulturfest am 2. und 3. Juli 2011 in Damme
38 **In memoriam: Wolfgang Engelhardt**
40 Plattdüütsch
44 Kultur in der Region
48 Neuerscheinungen
49 **Wer hat's erfunden? Ein Westersteder**
Borwin Bandelow schrieb die ersten Ostfriesenwitze auf
50 So schön ist das Oldenburger Land
52 kurz notiert
54 Aus der Landschaft
55 Zum guten Schluß

Titelbild:

Jub Mönster „Spring“, Wandmalerei. Der Künstler ist bekannt geworden durch seine Fassadenmalereien in Oldenburg und Bremen, die seit Anfang der 70er-Jahre entstanden. Der bekannte Oldenburger Autor Klaus Modick widmet ihm in dieser Zeitschrift ein bemerkenswertes Essay

Redaktionsschluss
für Heft 148, 2. Quartal 2011,
ist der 5. Mai 2011.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen!

Beratungsstunde für Orts-Chronisten und Heimatforscher
durch Prof. Dr. Albrecht Eckhardt
an jedem vierten Donnerstag
im Monat.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle unbedingt erforderlich!

Übrigens:
Neue Publikationen zu oldenburgischen Themen finden Sie auf der Homepage der Landesbibliothek Oldenburg unter:
www.lb-oldenburg.de/nordwest/neuerwer.htm

Impressum

***kultur*land Oldenburg**
Zeitschrift der
Oldenburgischen Landschaft
ISSN 1862-9652

Herausgegeben von der
Oldenburgischen Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg
Tel. 0441-77 91 80
Fax 0441-7 79 18 29
info@oldenburgische-landschaft.de
www.oldenburgische-landschaft.de

Bankkonten:
Bremer Landesbank
Konto 3 001 918 006 BLZ 290 500 00,
Oldenburgische Landesbank
Konto 1 441 621 800 BLZ 280 200 50,
Landessparkasse zu Oldenburg
Konto 000 455 006 BLZ 280 501 00,
Raiffeisenbank Oldenburg eG
Konto 5 470 400 BLZ 280 602 28

Redaktion:
verantwortlich i. S. d. P.
Michael Brandt (MB.)
Redaktionsleitung
Jörg Michael Henneberg (JMH.)
Heinrich Siefer (HS.) Niederdeutsch

Weitere Autoren:
Stefan Meyer (SM.)
Rainer Rheude (RR.)
Matthias Struck (MS.)
Torsten Thomas (TT.)
Dr. Jörgen Welp (JW.)
Für namentlich gekennzeichnete Beiträge sind ausschließlich die Verfasser verantwortlich.

Gestaltung: mensch und umwelt,
26122 Oldenburg
Druck: Brune-Mettcker, 26382 Wilhelmshaven
Verlag: Isensee-Verlag, 26122 Oldenburg
Erscheint vierteljährlich.
©2010 Oldenburgische Landschaft
Alle Rechte vorbehalten.
Jahresabonnement 15,- €, inkl. Versand.
Der Bezug kann mit einer Frist von vier Wochen zum Jahresende gekündigt werden.
Einzelheft 3,80 €.

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

Vor fünfzig Jahren, genau am 1. Februar 1961, wurde auf Initiative der oldenburgischen Städte, Landkreise und Gemeinden die Oldenburg-Stiftung gegründet. Sie ist die direkte Vorgängerin der Oldenburgischen Landschaft und man sollte dieses goldene Jubiläum nicht übergehen, da es immerhin seit dem Aufgehen des Landes Oldenburg in das neu geschaffene Land Niedersachsen 1946 fünfzehn Jahre gedauert hatte, bis eine Vertretung der oldenburgischen Kulturinteressen in Niedersachsen geschaffen wurde. In unserer Zeitschrift findet sich ein Porträt des Verwaltungspräsidenten, ehemaligen Oberbürgermeister der Stadt Oldenburg und langjährigen Präsidenten des Niedersächsischen Landtages, Horst Milde. Seinem Engagement ist es hauptsächlich zu verdanken, dass aus der Oldenburg-Stiftung im Jahre 1975 die Oldenburgische Landschaft als Körperschaft des öffentlichen Rechts werden konnte. Der Vorstand ehrt ihn dafür und für seine vielen weiteren Verdienste am 10. März 2011 mit dem Ehrenring der Oldenburgischen Landschaft. Vorstand und Geschäftsführung gratulieren Horst Milde von ganzem Herzen.

Ein weiteres Jubiläum konnte feierlich begangen werden. Am 1. Februar 2011 vollendete Landschaftspräsident Horst-Günter Lucke sein 75. Lebensjahr. Seit nunmehr 20 Jahren ist er Präsident der Landschaft und für das Oldenburger Land ein würdevoller Repräsentant, dessen Stimme auch in Hannover und Berlin großes Gewicht hat.

Ein Porträt ist ihm in dieser Zeitschrift gewidmet, und der Vorstand und alle Mitarbeiter der Geschäftsstelle gratulieren ihm herzlich und wünschen ihm Gesundheit und Gottes Segen.

Ihr

Jörg Michael Henneberg
Stellvertretender Geschäftsführer

„Hallo, ich bin Renke Harms und mache ein Freiwilliges Kulturelles Jahr“

Nachdem ich im Sommer vergangenen Jahres die Fachoberschule für Gestaltung mit dem Fach-Abitur abgeschlossen habe und mir alle Möglichkeiten offenstanden, stellte sich mir die Frage „Was nun?“ Nach einigen Recherchen bin ich auf das Freiwillige Kulturelle Jahr gestoßen und die tollen Möglichkeiten, die es mir bietet!

Die Landschaft sagte mir am meisten zu, da sie mir einen guten Überblick regionaler Kultureinrichtungen gibt und Orientierung zu meiner eigenen Berufswahl. Daher bewarb ich mich und freue mich sehr, dass ich jetzt hier sein darf! In der Landschaft herrscht ein angenehmes Arbeitsklima und ich fühle mich sehr wohl!

Hier betreue ich das Jugendförder-Projekt „Start your Art“, an dem ich selber vor meiner Zeit in der Landschaft teilnehmen konnte. Zudem organisiere ich die Junge Bühne beim Landeskulturfest in Damme und fertige den Pressespiegel des Jahres 2010 an. Mein eigenständiges Projekt dieses Jahr wird die Leitung einer „Graffiti-AG“ an einer Realschule sein. Dort werde ich Jugendliche dafür begeistern, kreativ zu werden, ein Gespür für den öffentlichen Raum zu entwickeln und sich selbst zu verwirklichen! Das Projekt findet in Zusammenarbeit mit der Präventionsbeauftragten für Graffiti der Polizei Oldenburg statt.

An der Schule am Borchersweg für Menschen mit motorischen Behinderungen werde ich einen Workshop geben und gemeinsam mit den Teilnehmern die Schul-Fassade gestalten.

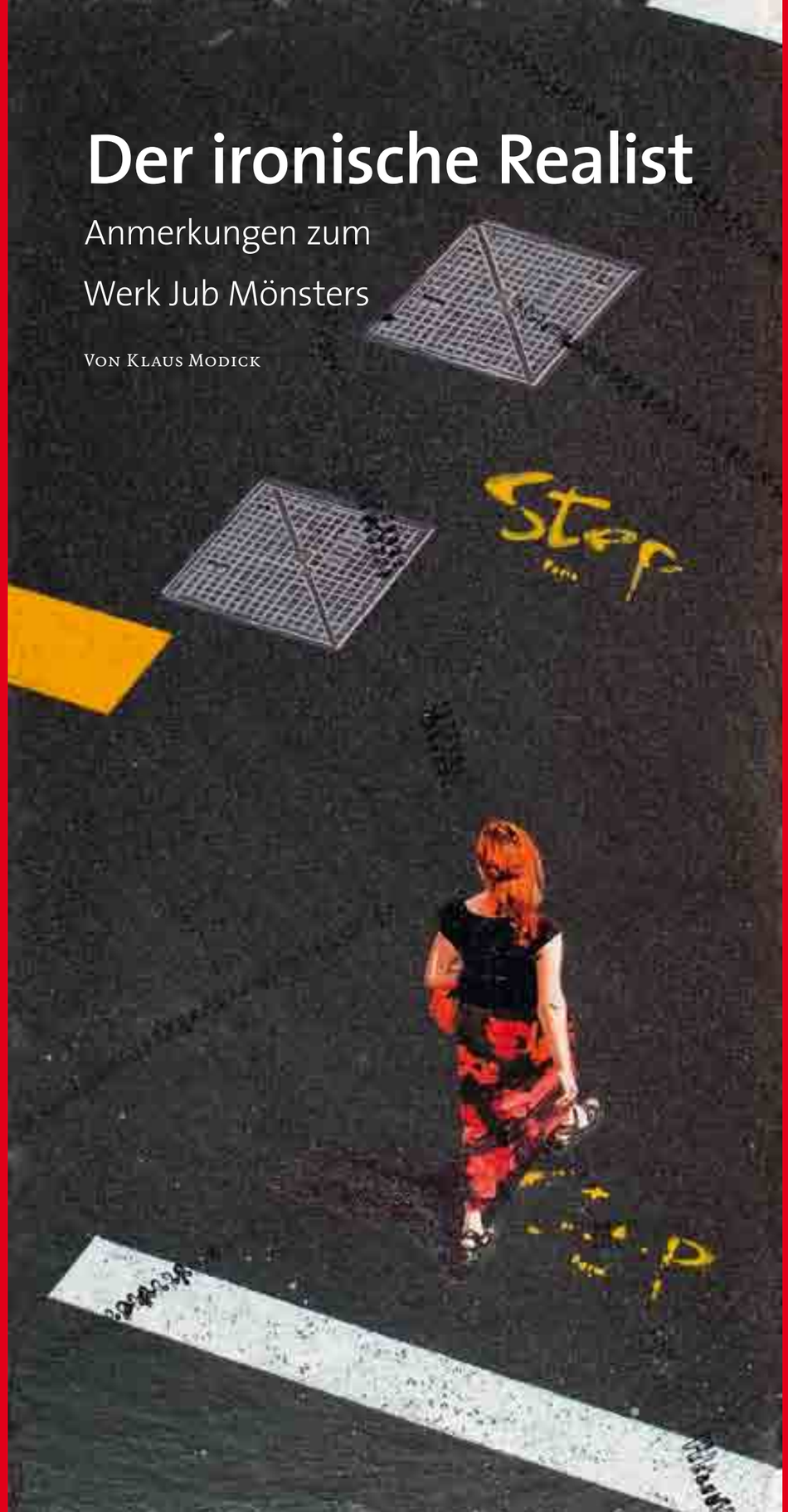
In meiner Freizeit gestalte ich viel und male kleinere Auftragsarbeiten. Zurzeit befinde ich mich in der Bewerbungsphase, denn ich möchte gerne einmal Grafik-Design studieren. Doch erst einmal gibt es für dieses Jahr viel zu entdecken und zu erleben!

Ihr Renke Harms

Der ironische Realist

Anmerkungen zum Werk Jub Mönsters

Von Klaus Modick



Links: Plaza (6)', Aquarell auf Schiefer, 60 x 30 cm, 2009.

Oben: Die Sonne schien, da sie keine andere Wahl hatte, auf nichts Neues, Aquarell auf Holzfurnier, 30 x 24 cm, 1999.

„Allein das Material!“, hat sich der große Cartoonist Hans Traxler einmal bewundernd gewundert. „Kugelschreiber auf Resopal!! Sind Sie ein Masochist, Herr Mönster? Und wie wollen Sie das noch steigern? Buntstift auf Götterspeise?“

Ein Masochist ist Jub Mönster keineswegs, aber ein erfindungsreicher, enorm vielseitiger und mutiger Künstler. Buntstift auf Götterspeise hat er zwar noch nicht erprobt, aber weder vor Aquarell auf Schmirgelpapier noch vor Kugelschreiber auf Resopal schreckt er zurück. Das klingt im ersten Moment abwegig, aber wenn man sich die Arbeiten, die in solchen Techniken entstanden sind, genauer ansieht, dann begreift man sofort, wie zielführend solche scheinbaren Abwege sein können. Eins von Mönsters Hauptwerken verdankt sich sol-

cher ungewöhnlichen Technik. Es heißt „Die Kathedrale von Rouen“ und ist eine Serie, die aus fünfzehn atemberaubend detailliert ausgeführten Zeichnungen besteht. Alle fünfzehn Teile der Serie zeigen die filigrane, gotische Fassade des Portalbereichs der berühmten Kathedrale, und zwar alle fünfzehn aus exakt der gleichen Perspektive und im exakt gleichen Bildausschnitt – allerdings in von Bild zu Bild zunehmender Detailverdichtung, die mit einigen fast isoliert wirkenden Punkten beginnt und in einer enorm kompakten Masse endet. So bekommt man als Betrachter das Gefühl, dem Bau der Kathedrale beizuwohnen, gewissermaßen selber am Bau beteiligt zu sein, diese Kathedrale mit eigenen Blicken zu errichten. Dies konstruktive, an den Rezipienten appellierende Moment wird noch dadurch verstärkt, dass der gewählte Bildausschnitt jenen Teil des Baus zeigt, der zu Renovierungszwecken eingerüstet ist. Die besondere Pointe dieses Verfahrens liegt freilich darin, dass sich der Betrachter auch an der zeichnerischen Rekonstruktion beteiligt fühlt und reales Vorbild wie gezeichnetes Abbild entstehen, aber auch vergehen sieht. Vergehen, weil die Serie mit den sich im Lauf eines Tages verändernden Lichtverhältnissen spielt, und sich verändernde Lichtverhältnisse sind in der bildenden Kunst ganz allgemein – und insbesondere bei seriellen Arbeiten – immer Hinweise auf den Zeitfaktor, auf das Vergehen der Zeit also oder, wenn man so pathetisch will, auf die Vergänglichkeit. Die Probe aufs Exempel hat Jub Mönster mit der fast allen seinen Werken eigenen Ironie mit der Serie „Ach ja, die Zeit“ gemacht, in der ein altertümlicher Wecker mit jeweils vorrückenden Zeigern zu sehen ist. Schaut man sich diese kleine Serie an – und zwar in aller Ruhe, so viel Zeit muss sein! – begreift man, nein, sieht man sehr genau, was an Kunst zu erklären so schwierig ist. Denn Künstler produzieren nun einmal Bilder, aber nicht das, was diese Bilder bedeuten sollen. Enttäuschend finden das nur diejenigen, die in Kunstausstellungen lange Gesichter machen, weil dort wieder einmal nur Bilder zu sehen sind.

Auch ich kann und will keine Interpretationen oder Bedeutungen dieser Bilder liefern, obwohl ich Jub Mönster seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden bin. Unstrittig ist freilich, dass er 1949 in Oldenburg geboren worden ist, hier das Neue Gymnasium besucht und anschließend, geradezu erschreckend gut bürgerlich, eine Banklehre bei der Bremer Landesbank Kreditanstalt Oldenburg absolviert hat. Von diesen frühen Erfahrungen ist sein Werk aber nicht geprägt, und das ist vermutlich auch gut so, obwohl man mit etwas Phantasie keine

großen Schwierigkeiten hätte, sich Bilderserien Jub Mönsters vorzustellen, die Menschen an Bankschaltern oder auf Kohlfahrten darstellen. Vielleicht hat er sich dergleichen fürs Alterswerk aufgespart?

Kunst studiert hat er jedenfalls in Bremen, erst an der Fachoberschule und dann an der Hochschule für Gestaltung. Und Bremer Motive lassen sich bei ihm durchaus finden, insbesondere solche, die seiner Leidenschaft für den Fußball zu verdanken sind. Das, jedenfalls vom Format her, größte Werk, das er bislang geschaffen hat, besteht aus drei jeweils 20 Meter breiten und 10 Meter hohen Wandbildern, die dem dortigen Fußballverein gewidmet sind. 60 mal 10 Meter Werder Bremen, 600 Quadratmeter Grün-Weiß! Wie zahlreiche Wandgemälde in verschiedenen Städten beweisen, beherrscht er solche gigantischen Formate meisterhaft. Aber bevor man Jub Mönster nun für eine Art Neo-Monumentalisten oder Kunst-am-Bau-Dekorateur hält, sei bemerkt, dass das kleinste von ihm gemalte Bild das Format einer halben Briefmarke aufweist, nämlich nur zwei mal ein Zentimeter klein ist: Es heißt „Feuerlöscher“ und ist eine Illustration in einem von ihm gestalteten Kinderbuch.

Aber Oldenburger Herkunft hin und Bremer Studium und Wohnsitz her – mit sogenannter regionaler Kultur, von Heimatkunst ganz zu schweigen, hat Jub Mönster absolut gar nichts am Hut. Seinem Werk sind im Lauf seiner Karriere gut ein halbes Hundert Einzel- und zahlreiche Gruppenausstellungen gewidmet worden, in Deutschland, aber auch im Ausland. Und er ist national und international mit zahlreichen Preisen geehrt und mit renommierten Stipendien gefördert worden. Trotz dieser oder jener Oldenburger Ausstellung, die

Oben: Die Kathedrale von Rouen(5), (10) und (13) Kugelschreiber auf Resopal, 64 x 47 cm, 2000–2002, eine Serie aus fünfzehn Zeichnungen, die die Fassade des Portalbereichs der Kathedrale aus immer derselben Perspektive zu unterschiedlichen Tageszeiten zeigt.

Rechts: Place Fürstenberg, Paris (II), Kugelschreiber auf Resopal, 18 x 30 cm, 2002.

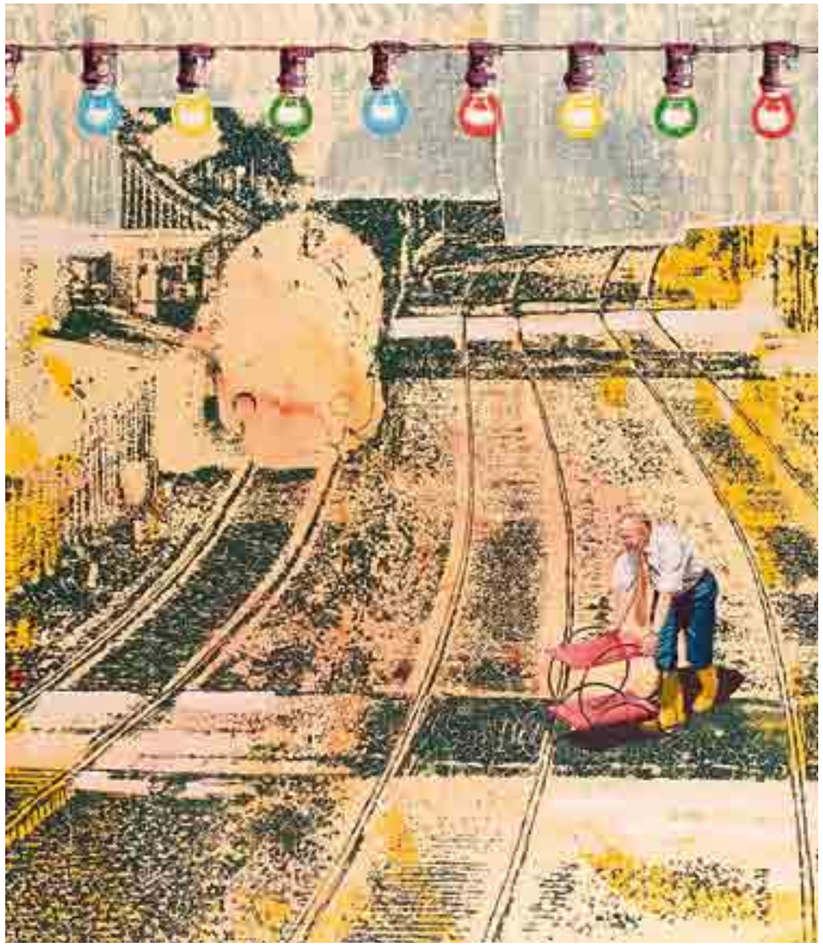
Jub Mönster in seiner Heimatstadt präsentiert, wird man dennoch ans Sprichwort vom Propheten erinnert, der im eigenen Land nichts gilt. Das Meisterwerk „Die Kathedrale von Rouen“ ist beispielsweise vom Dom-Museum in Würzburg angekauft worden, und es hängt dort zweifellos auch sehr gut – aber in der Oldenburger Artothek findet sich keine einzige Arbeit Jub Mönsters. Für derartige Ignoranz gibt es viele schlechte Gründe – dieser Künstler ist ein weiteres Exempel auf dem weiten und öden Feld provinziellen Selbsthasses, das, kritisch zu beackern, einen gesonderten Beitrag erfordern würde.

Jub Mönsters Werk ist jedenfalls von imponierender Vielseitigkeit. Es reicht von großformatigen Wandmalereien bis zur gezeichneten Miniatur, von Ölgemälden bis zur seriellen Fotografie, von der Porträtmalerei bis zur preisgekrönten Kinderbuchillustration. Solche Vielseitigkeit mag das weitverbreitete Schubladendenken, das es gern klipp, klar und konkret hätte, irritieren, weil solche Vielseitigkeit nicht einfach zu kategorisieren ist, nicht fix über einen begrifflichen oder stilistischen Leisten geschlagen werden kann. Dennoch darf man verallgemeinernd feststellen, dass in Jub Mönsters Vielseitigkeit und Vielfältigkeit sehr wohl eine Art kleinster gemeinsamer Nenner steckt, nämlich seine hyperrealistische, im wahrsten Sinne des Worts haargenaue Zeichentechnik. Das ist nicht zuletzt deshalb der Rede wert, weil in der zeitgenössischen Kunst sehr viel Hochstapelei als innovativ durchgereicht wird und windige Prätention häufig an die Stelle dessen getreten ist, was man mit handwerklicher Präzision bezeichnen kann oder auch, wenn man so altertümlich will, mit realistischer Rechtschaffenheit. Man kann, nebenbei bemerkt und dennoch sehr wohl zur Sache gehörig, gar nicht oft genug daran erinnern,

Wandbild „Grand Finale“, Acryl auf Putz, 14,0 x 12,4 m, Danzig, Polen, 2010.

dass es ohne Erfahrung und Beherrschung des Konkreten und des Realen gar keine legitime Abstraktion geben kann, weder in der Kunst noch irgendwo sonst.

Trotz Jub Mönsters altmeisterhafter Beherrschung realistischer Zeichentechnik würde man es sich allerdings zu einfach machen, wollte man seine Vielfältigkeit unter dem Etikett „Realismus“ subsumieren. Angesichts einer Serie Pariser Motive (Mönsters fruchtbares Verhältnis zu Paris wäre ebenfalls eine eigene Abhandlung wert) hat er die Bemerkung gemacht, mit Realismus habe das alles nichts zu tun. Unmittelbar bezogen war diese Äußerung auf den Entstehungsprozess, weil dem Künstler die Bilder bei ihrer Produktion in kleine und kleinste, fast mikroskopische Segmente zerfallen, in Hell-Dunkel-Schattierungen, die mit der abgebildeten Szene und ihrem realen Wiedererkennungswert wenig zu tun zu haben scheinen, so wenig (aber eben auch so viel) wie das Stein-auf-Stein-Setzen des Maurers mit der fertigen Kathedrale von Rouen, so wenig (oder eben auch so viel) wie das Wort-an-Wort-Reihen des Schriftstellers mit einem fertigen Roman. Doch auch jenseits solchen handwerklichen Nahblicks ist Jub Mönsters realistische Energie vielfältig gebrochen, nicht selten ironisch. Die Brechung entsteht häufig durch Kombinationen und Überblendungen unterschiedlicher Zeit- und stilistisch divergierender Bildebenen oder im Zusammenführen von vorgefundenem Material mit



Oldenburg (beschrankt) 1, Acryl auf Leinen, 160 x 140 cm, 2010, Sammlung LzO Oldenburg.

mit dem für Mönster sehr typischen, ironischen Titel „Die Sonne schien, da sie keine Wahl hatte, auf nichts Neues“ zeigt beispielsweise diverse Passanten, die wie aus dem Nichts auf einem leeren Platz erscheinen, offenbar ihrem Alltag nachgehen und manchmal zu Gruppen zusammentreten, aber aus der Isolation ihrer Auftritte spricht eine merkwürdige Verlorenheit. Im Betrachter entsteht dabei eine gespannte Erwartung, die sich aber nur erfüllt, wenn der Betrachter das Seine in diese Bilder hineinlegt.

So sind Jub Mönsters Bilder durchaus vollendet, vollendet im Sinne handwerklicher Meisterschaft, aber sie sind gewissermaßen noch nicht fertig – fertig werden sie erst in unseren Köpfen. Nicht, was der Künstler uns mit seinen Bildern sagen will, ist hier die entscheidende Frage, sondern was diese Bilder uns sagen, wenn wir sie sehen. Falls wir auf diese Frage eine Antwort haben wollen, müssen wir sie uns selber geben.

„eigenen Ideen“. Der Satz, dass Finden besser als Erfinden sein kann, bekommt bei Mönster eine besonders sinnvolle Facette. Grafische Lehrtafeln aus dem Fahrschulunterricht der fünfziger Jahre bringt er beispielsweise ins Großformat und verpasst ihnen zugleich den Eindruck des Abgeblätterten, Patinierten, Hinfälligen, Vergangenen, belebt aber diese Vergangenheit und zieht sie ins Gegenwärtige, indem er auf Fotos basierende, fotorealistisch gemalte Figuren einsetzt, in diese merkwürdig starren Szenen hineinversetzt – indem er also etwas inszeniert.

Diese Inszenierungen sind es auch, die vielen von Jub Mönsters Arbeiten einen erzählerischen Gestus geben, was übrigens noch durch die deutlichen Einflüsse der Pop-Art, besonders aber von Cartoon- und Comic-Strip-Ästhetik verstärkt wird. Ein Comic-Strip hat immer erzählenden Charakter. Und Bilder wie die Jub Mönsters kommen fast immer seriell daher, weil die Serie den erzählerischen Gestus benötigt und betont.

Jedenfalls scheinen fast alle diese Bilder Geschichten zu erzählen oder doch Momentaufnahmen aus einer Geschichte zu sein, und sie sind zugleich rätselhaft und irritierend. Sie wenden sich an die Phantasie der Betrachter, sind Einladungen und Herausforderungen, diese eingefrorenen Augenblicke wieder flüssig zu machen. Eine Bildersequenz

Jub Mönster. *Foto: Pan Liping, China*

*kultur*land
1|11

Gedankenaustausch am runden Tisch über regionale Kulturpolitik: Ministerin Johanna Wanka in ihrem Büro im Ministerium in Hannover im Gespräch mit (von rechts, entgegen dem Uhrzeigersinn) Horst-Günter Lucke, Präsident der Oldenburgischen Landschaft, Jörg Michael Henneberg, stellvertretender Geschäftsführer der Oldenburgischen Landschaft, Rainer Rheude und Christian Stichternath, stellvertretender Pressesprecher des Ministeriums für Wissenschaft und Kultur. Fotos: Peter Kreier

„Bemerkenswertes Interesse am Kulturangebot in der Region“

Niedersachsens Kultur- und Wissenschaftsministerin Johanna Wanka über ihre Eindrücke vom Oldenburger Land, Erfolge bei Haushaltsberatungen und die Finanzierung des Medizin-Studienganges

Frau Ministerin, Sie haben seit Ihrer Berufung zur Kultur- und Wissenschaftsministerin im April vergangenen Jahres wiederholt Termine im Oldenburger Land wahrgenommen. Was ist Ihnen von diesen Besuchen bisher am nachhaltigsten in Erinnerung geblieben, was hat Sie überrascht?

Prof. Dr. Johanna Wanka: Bei allen Terminen sind meine Gesprächspartner mir sehr offen, unvoreingenommen und freundlich begegnet. Da mein Vorgänger, Lutz Stratmann, aus Oldenburg stammt, ist dies sicher nicht für alle eine ganz einfache Situation gewesen. Aber niemand hat mich Vorbehalte spüren lassen. Dafür bin ich dankbar. Außerdem bin ich von dem idyllischen Stadtbild, den vielen schönen Ecken und Restaurants einfach begeistert. Oldenburg ist eine Stadt mit einer offenkundig hohen Lebensqualität.

Zu den ersten Terminen in Oldenburg gehörten Besuche im Janssen-Museum und im Landesmuseum für Mensch und Natur.

Das Janssen-Museum hat seinen ganz eigenen, beinahe exotischen Reiz. Hier habe ich zum ersten Mal einen Großteil der Kulturinteressierten aus dem Oldenburger Land kennengelernt. Und im Landesmuseum, wo ich eine Ausstellung eröffnete, hat mich verblüfft, wie viele Besucher dazu an einem Sonntagvormittag gekommen waren. Das spricht klar dafür, dass die Oldenburger die attraktiven Kulturangebote in ihrer Region intensiv nutzen. Wahrscheinlich wird dieses Interesse in der Region als selbstverständlich registriert, von außen betrachtet, ist es jedoch bemerkenswert und kann gar nicht hoch genug geschätzt werden. Die starke Bindung der Menschen an die Region und ihr Stolz auf diese sind, wie mir scheint, im Oldenburger Land aber nicht nur auf das kulturelle Leben beschränkt. Auch wenn es um wirtschaftliche und andere Interessen der Region geht, entwickeln die Oldenburger nach meiner Beobachtung eine ganz eigene Dynamik.

Zur Politik: Das Land ist in einer problematischen Haushaltslage. Wie sieht Kulturpolitik im Zeichen von Sparetats aus?

Kulturpolitik ist, wenn es um die Finanzierung geht, immer nicht einfach. Im Vorfeld der Haushaltsberatungen gab es deshalb bei vielen Kulturinstitutionen und Künstlern im Land große Befürchtungen, die inzwischen wohl klar genommen werden konnten. Denn das Land hat den Haushalt für Wissenschaft und Kultur für dieses Jahr um 3,2 Prozent steigern können. Für Kultur und Kunst alleine stehen 189 Millionen Euro bereit, immerhin eine Million Euro mehr als im Vorjahr. Wir haben dafür bei den Haushaltsberatungen durchaus kämpfen müssen, aber wir hatten auch gute Argumente. Denn verlässliche Bedingungen für Künstler und Kulturinstitutionen erhalten und steigern auch die Attraktivität des Kulturangebots in den Regionen in Niedersachsen. Das schafft für die Menschen zudem auch Heimatverbundenheit …

… Fachleute reden gern vom Kulturangebot als einem „weichen“ Standortfaktor, im Gegensatz zu den „harten“ Standortfaktoren wie Gewerbesteuer, Verkehrsanbindung etc.

Es ist aus meiner Sicht nicht besonders glücklich, von „weichen“ und „harten“ Standortfaktoren zu sprechen. Fest steht, dass das Kulturangebot ein entscheidender Standortfaktor ist: Für junge Kreative, die erst am Anfang ihres Weges stehen, ebenso wie für Unternehmen, für die es wichtig ist, dass ihre

Mitarbeiter sowohl ordentliche Schulen als auch ein attraktives kulturelles Umfeld vorfinden. Dabei geht es allerdings nicht nur darum, ein Theaterabonnement zu haben oder eine Ausstellung zu besuchen, sondern selbst und mit seinen Kindern aktiv am Kulturleben teilzuhaben, beispielsweise in Musikschulen oder Initiativen. Ein umfassendes Kulturangebot kann durchaus mit entscheidend sein, ob ein Unternehmen sich in einer Region ansiedelt.

Zur regionalen Kulturpolitik: Wie beurteilen Sie die Zusammenarbeit mit den regionalen Kulturträgern, etwa mit den 13 „Landschaften"?
Die „Landschaften" und vor allem auch regionale Stiftungen sind für uns wichtige Partner. Niedersachsen ist einen konsequenten und richtigen Schritt gegangen, die regionale Kulturförderung den „Landschaften" zu übertragen. Diese sind viel besser mit den regionalen Gegebenheiten vertraut und können lokale Anträge besser einschätzen, als dies von Hannover aus erfolgen könnte. Eine Evaluation der einzelnen Kulturträger durch das Ministerium für Wissenschaft und Kultur hat gezeigt, dass sie ihre neue Aufgabe und die Verteilung des Geldes regional sehr unterschiedlich gestalten. Dabei haben wir natürlich ein großes Interesse, dass die Förderung vor Ort auch kulturelle Qualität schafft und stärkt. Das werden wir weiter sehr genau verfolgen. Die Arbeit der Oldenburgischen Landschaft hat übrigens bei dieser Evaluation einen wirklich überzeugenden Eindruck gemacht.

Wo sind die drei Hochschulen im Oldenburger Land – der Universität Oldenburg, der Universität Vechta und die Jade Hochschule Wilhelmshaven/Oldenburg/Elsfleth – in der niedersächsischen Hochschullandschaft einzuordnen?
Alle drei Hochschulen haben Schwerpunkte und ihr ganz eigenes Profil: An der Oldenburger Universität setzt vor allem die Lehrerbildung für sämtliche Schulstufen niedersachsenweit Maßstäbe und hat große Anziehungskraft auf die Studierenden. Auch die Naturwissenschaften – beispielsweise die Umwelt- und Energieforschung – sind ohne Zweifel profiliert, wie sich nicht zuletzt an den interdisziplinären For-schungsanträgen zum Exzellenzwettbewerb zeigt. Vechta, unsere jüngste Universität, ist zwar klein, aber fein, und mit ihrem Fächerspektrum auch strategisch sehr gut aufgestellt. Die Forschung und der Wissenstransfer werden hier mit Aspekten aus dem ländlichen Raum verknüpft. Und was die Jade Hochschule anbetrifft, ist diese nach der Entflechtung und der organisatorischen Neuaufstellung im vergangenen Jahr ein echtes Zukunftsmodell. Hier werden auch in der fach- und projektbezogenen Kooperation mit der Universität Oldenburg über einen gemeinsamen Lenkungsausschuss künftig bundesweit Maßstäbe gesetzt. Kurzum: Die Hochschulen im Oldenburger Land sind gut aufgestellt.

Die Region freut sich über die Genehmigung der European Medical School, kurz EMS, der grenzüberschreitenden Medizinerausbildung an den Universitäten in Oldenburg und Groningen, durch den Wissenschaftsrat. Wie schätzen Sie die Chancen dieses Modellprojektes ein und, vor allem, auf welche finanzielle Unterstützung durch das Land wird der Studiengang bauen können?
Die EMS ist eine Möglichkeit, die Tür zu gestuften Studienabschlüssen in der Medizin ein Stück weit zu öffnen und einen neuen strukturellen Ansatz bei der Medizinerausbildung zu erproben. Mit diesem bis zur Evaluierung auf fünf Jahre angesetzten Modellvorhaben ist der Weg für eine medizinische Ausbildung auf Universitätsniveau im Nordwesten eingeschlagen. Kürzlich hat zudem eine europaweite Einschätzung der Leistungsstärken von Universitäten ergeben, dass die EMS-Partneruniversität Groningen in sechs von sieben aufgeführten Bereichen als besonders leistungsstark gilt. Diese Groninger Exzellenz bietet auch Chancen in der Kooperation mit Oldenburg und ist attraktiv für potenzielle Studierende. Was die Finanzierung anbelangt, warten wir derzeit auf die detaillierten Pläne der Universität. Wobei wir uns darüber im Klaren sind, dass die Region damit rechnet, dass das Land den Großteil der Finanzierung übernimmt. Was die Universität selbst wird aufbringen müssen, lässt sich zurzeit ebenfalls noch nicht abschließend beziffern; zumal der Wissenschaftsrat einige von der Universität vorgeschlagene Umwidmungen in der vorgelegten Form nicht mitträgt. Da gibt es noch Bedarf nachzubessern.

Frau Ministerin, Sie haben bei einem Ihrer Besuche im Oldenburger Land einmal nachdrücklich betont, wie gerne Sie Kulturministerin sind, auch wenn das der bei Weitem kleinere Part in Ihrem Ministerium ist. Woher rührt diese besondere Affinität der Mathematikerin, die Sie sind, zur Kultur?
Ich bin in der ehemaligen DDR, einer Diktatur, groß geworden. Dort hatte die Kultur, hatten Bücher, die wir nur unterm Ladentisch bekamen, oder Ausstellungen, die als provokant galten oder sich aus Sicht des Staates der gängigen Ideologie widersetzten, eine enorme Bedeutung. Kultur hat für mich, die ich aus einem kleinen Dorf und einem ländlichen Umfeld stamme, stets eine große Rolle gespielt. Sie war für mich ein persönliches Stück Freiheit und Tor zur Welt. Als niedersächsische Kulturministerin weiß ich deshalb das Privileg sehr zu schätzen, bei so vielen schönen, vielfältigen und aufregenden kulturellen Ereignissen mit dabei sein zu können. Das ist schon wie ein Geschenk, für das ich Dankbarkeit empfinde.

Das Gespräch führte Rainer Rheude

Prof. Dr. Johanna Wanka (CDU) wurde am 27. April vorigen Jahres vom damaligen Ministerpräsidenten Christian Wulff (CDU) zur Ministerin für Wissenschaft und Kultur berufen. Sie löste Lutz Stratmann (CDU) in diesem Amt ab. Wanka, am 1. April 1951 geboren, studierte Mathematik an der Universität Leipzig, promovierte 1980 und erhielt 1993 einen Ruf als Professorin für Ingenieurmathematik an die Hochschule Merseburg, deren Rektorin sie von 1994 bis Oktober 2000 war.

Seit dem Frühjahr 1989 arbeitete sie in der Bürgerbewegung der DDR mit und war im September 1989 Gründungsmitglied des Neuen Forums in Merseburg. Im Jahr 2000, damals noch parteilos, wurde sie für die CDU Ministerin für Wissenschaft, Forschung und Kultur in Brandenburg und blieb in diesem Amt bis November 2009; im Jahr 2005 war sie Präsidentin der Kultusministerkonferenz. In den Jahren von 2004 bis 2010 war sie Landtagsabgeordnete in Brandenburg, eingezogen jeweils über die CDU-Landesliste.

Im Januar 2009 wurde sie in Potsdam zur CDU-Landesvorsitzenden gewählt und trat bei der Landtagswahl im September als Spitzenkandidatin ihrer Partei an, die allerdings mit 19,8 Prozent nur dritte Kraft hinter SPD und Linkspartei wurde. Mit Antritt der rot-roten Koalition im November 2009 wurde Wanka Oppositionsführerin. Nach ihrer Berufung nach Niedersachsen legte sie ihr Landtagsmandat und den CDU-Fraktionsvorsitz in Brandenburg nieder. Johanna Wanka ist mit dem Mathematikprofessor Gert Wanka verheiratet und hat zwei Kinder.

Sie wird im März Gast bei der Frühjahrsversammlung bei der Oldenburgischen Landschaft sein.

Eine Schönheit, die Verheerungen in den Herzen anrichtete

Die Hofdame Katharina Botsaris machte viel Eindruck in Oldenburg

Von Jörgen Welp

Katharina Botsaris, Miniatur nach Joseph Karl Stieler, um 1950. Foto: Jörgen Welp

Nachdem Herzogin Amalie von Oldenburg, die älteste Tochter von Großherzog Paul Friedrich August, im Jahr 1832 durch ihre Heirat mit König Otto von Griechenland, eines Sohnes König Ludwigs I. von Bayern, Königin von Griechenland geworden war, kehrte sie erstmals 1841 in ihre norddeutsche Heimat zurück.[1] In ihrem Gefolge befand sich Katharina Botsaris[2], die Tochter des griechischen Freiheitskämpfers Markos Botsaris, der im Kampf gegen die Türken gefallen war. Katharina Botsaris muss auffallend attraktiv gewesen sein, wovon ein Portrait Joseph Karl Stielers[3], der es 1841 im Auftrag König Ludwigs I. von Bayern von ihr angefertigt hatte, bis heute ein beredtes Zeugnis abgibt[4]. Der König soll sie gesehen haben, als sie beim Besuch des griechischen Königspaares in München im Jahr 1841 aus der Kutsche stieg[5]. Die Portraitierte war damals etwa 20 Jahre alt. In München hat sie bei ihrem Besuch wegen ihrer Schönheit großes Aufsehen erregt[6]. Auch in Oldenburg machte sie viel Eindruck. Wenn von Katharina Botsaris die Rede ist, wird immer wieder ein Zitat von Günther Jansen angeführt, der sie im Zusammenhang mit dem genannten Besuch Königin Amalies in Oldenburg erwähnt: „In ihrer (sc. Amalies) Begleitung befand sich als Hofdame Rosa[7] Bozzaris, des Helden von Missolunghi Markos Bozzaris Tochter – eine junge Dame von seltener Schönheit, die in manchem nordischen Herzen Verheerungen anrichtete und deren Bild die Schönheitsgalerie im königlichen Schlosse in München der Nachwelt aufbewahrt hat. In Oldenburg widmete man ihr ein lebhaftes Interesse und folgte mit Teilnahme ihrem Schicksal, als einige Jahre später die Verwicklung in eine jener politischen Intrigen, wie sie in Athen an der Tagesordnung waren, ihren Sturz und ihre Entfernung aus ihrer Stellung am königlichen Hofe zur Folge hatte[8]. Amalie selbst schrieb 1832 an ihren Vater, den Großherzog: „Ehe ich es vergesse, ich habe eine griechische Hofdame schon in Nauplia erwählt, die süße Bozzaris, Tochter des berühmten Marco Bozzaris. Ein junges Mädchen von 16 Jahren, zieml. hübsch, eine Blondine, eine Seltenheit in Griechenland.“[9] In ihren Briefen an eine Freundin erwähnt die Hofdame Julia von Nordenflycht mehrmals Katharina Botsaris mit gleichem Tenor[10].

Das oben genannte Portrait von Katharina Botsaris befand sich, wie schon aus dem oben genannten Jansen-Zitat deutlich wird, in der Schönheitsgalerie[11] in München. Diese Schönheitsgalerie war auf Veranlassung König Ludwigs I. von Bayern entstanden und ist noch heute im Schloss Nymphenburg zu besichtigen. Sie besteht aus 38 Portraits junger Frauen in Halbfigur. Die meisten von ihnen, nämlich 36, hat der Münchner Hofmaler Joseph Karl Stieler angefertigt, der auch ein bekanntes Portrait Königin Amalies gemalt hatte[12]. Stielers Portrait der Katharina Botsaris[13] zeigt die junge Griechin in ihrer Nationaltracht beziehungsweise Hoftracht[14] vor einer mediterranen Küstenlandschaft. Sie trägt ein weißes Kleid, eine golddurchwirkte Jacke mit Pelzbesatz an Ärmeln und Kragen sowie auf dem Kopf einen schräg sitzenden Fez mit lang herabhängender schwarzer Quaste. Auf dem Gemälde hat sie braunes Haar und kein blondes, wie es Königin Amalie beschreibt.

Miniaturkopien des Porträts haben eine weite Verbreitung gefunden: Solche Miniaturbildnisse oder Lupenmalereien auf Elfenbein zeigen häufig Portraits. Auch die Portraits aus der Schönheitsgalerie Ludwigs I. scheinen sich einer sehr großen Beliebtheit erfreut zu haben und zu erfreuen. Das abgebildete Portrait[15] ist ein Produkt der Firma Haffke Kunsthandwerk in Altötting, das so bis heute hergestellt wird und direkt auf den Elfenbeinuntergrund gemalt ist[16]. Das Bild wird von einem gewölbten ovalen Glas geschützt, das von einem ornamentierten Metallrahmen eingefasst ist. Der Landschaftshintergrund fehlt auf dem Miniaturbildnis der Katharina Botsaris. Außerdem erscheint der golddurchwirkte Stoff ihrer Jacke matter als beim Vorbild. Ihre Lippen sind durch besonders intensives Rot, der Blick durch Spiegelungen in den Augenwinkeln betont, die auf dem Vorbild verhaltener ausgeführt sind. Diese Hervorhebungen sind vermutlich dem kleinen Format geschuldet und verlebendigen die Miniaturdarstellung.

Katharina Botsaris heiratete 1845 den Brigadegeneral Prinz Georg Karadjas. Sie hatte zwei Söhne und zwei Töchter. Letztere starben noch vor ihr. Sie selbst starb 1875.[17]

Katharina Botsaris, Hofdame der Königin von Griechenland aus dem großherzoglichen Haus Oldenburg, ist vor allem durch das Stieler-Portrait in München in Erinnerung geblieben. Ihr Bildnis findet bis heute auch durch die Miniaturdarstellungen Verbreitung.

[1] Günther Jansen, Nordwestdeutsche Studien. Gesammelte Aufsätze, Oldenburg 1904, S. 36.

[2] Katharina Botsaris (1820–1875): Gerhard Hojer, Die Schönheitsgalerie König Ludwigs I., Regensburg 1979, S. 96.

[3] Josef Karl Stieler (1778–1858): Thieme-Becker Bd. 32, S. 42 s.v. Stieler, Joseph Karl.

[4] München, Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, Schloss Nymphenburg, Inv.-Nr. Ny G45/München, Residenz Inv.-Nr. G 396: Hojer, Schönheitsgalerie (oben Anm. 2), S. 96, mit Abb. auf S. 97; Reinhold Baumstark (Hrsg.), Das neue Hellas. Griechen und Bayern zur Zeit Ludwigs I., München 1999, S. 444–446, Nr. 295 mit Hinweis auf zwei von Stieler angefertigte Wiederholungen des Portraits (Ulrike von Hase-Schmundt); Michael Rüffer, Die Hofhaltung in Athen, in: Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, Von Athena nach Bamberg. König Otto von Griechenland, München 2001, S. 75–82, hier S. 79 f., Abb. S. 80; S. 195, Kat. 5.06; Claudia Thoben, Reisen der Königin Amalie in Griechenland, in: Kunst- und Kulturkreis Rastede e. V. (Palais Rastede) – (Hrsg.), Amalie 1818–1875. Herzogin von Oldenburg, Königin von Griechenland, Oldenburg 2004, S. 119–133, hier S. 129, Abb. 11 (mit ausführlicher Bildunterschrift).

[5] Hojer, Schönheitsgalerie (oben Anm. 2), S. 96; Baumstark (Hrsg.), Das neue Hellas (oben Anm. 4), S. 446 zu Nr. 295 (von Hase-Schmundt).

[6] Baumstark (Hrsg.), Das neue Hellas (oben Anm. 4) S. 443 zu Nr. 292 (O.F., Autorenkürzel fehlt im Verz. S. XIII).

[7] Katharina Botsaris wurde auch „Rosa“ genannt. Ludwig I. soll sie mit einer Rose verglichen und ihr den Namen „Rosa“ gegeben haben: Baumstark (Hrsg.), Das neue Hellas (oben Anm. 4) S. 443 zu Nr. 292 (O.F., Autorenkürzel fehlt im Verz. S. XIII). Das ist so wohl nicht bzw. nur teilweise richtig, denn die Hofdame Amalies, Julia von Nordenflycht, nennt Katharina Botsaris in ihren Briefen schon seit dem Jahr 1838 „Rosa“ (Briefe einer Hofdame in Athen an eine Freundin in Deutschland 1837–1842, Leipzig 1845, S. 91, 99, 176), Ludwig I. lernte sie aber erst 1841 kennen (s. hier Anm. 5).

[8] Jansen, Nordwestdeutsche Studien (oben Anm.), S. 36.

[9] Brief datiert auf den 4./16. Februar 1838, Niedersächsisches Landesarchiv, Staatsarchiv Oldenburg Best. 6-M Nr. 9. Ein herzlicher Dank gilt Margarethe Pauly, Rastede, die mir einen Auszug aus ihren Transskripten der Briefe Königin Amalies an ihren Vater zur Verfügung gestellt hat.

[10] Briefe einer Hofdame in Athen (oben Anm. 7), S. 91 f., 99, 176, 182 f., 289, 319 u.ö.

[11] Hojer, Schönheitsgalerie (oben Anm. 2).

[12] München, Wittelsbacher Ausgleichsfonds, Inv.-Nr. Bla 286/ München, Residenz Inv.-Nr. G 412 (entstanden 1836/37): Baumstark (Hrsg.), Das neue Hellas (oben Anm. 4), S. 408–410, Nr. 253, Abb. S. 409 (von Hase-Schmundt); Michael Rüffer, Die ersten Jahre Ottos in Griechenland, in: Bayerische Verwaltung, Von Bamberg nach Athen (oben Anm. 4) S. 47–74, hier S. 58, Abb. S. 57; S. 193, Kat. 3.09; Jörg Michael Henneberg, Die königliche Hochzeit, in: Kunst und Kulturkreis Rastede (Hrsg.), Amalie (oben Anm. 4), S. 11–18, Abb. 11.

[13] s. Anm. 4.

[14] Diese Hoftracht/Nationaltracht ist von Königin Amalie entwickelt worden und als „amalia“ bekannt. Vgl. Baumstark (Hrsg.), Das neue Hellas (oben Anm. 4), S. 434, Nr. 274, Abb. S. 429 (Birgitt Borkopp); die Tracht von Katharina Botsaris ebenda S. 442 f., Nr. 294 mit Abb. (O.F., Autorenkürzel fehlt im Verz. S. XIII).

[15] Privatbesitz. Maße: rechteckiger beinerner Außenrahmen (nicht abgebildet) 10,3 x 9,6 cm; ovaler Innenrahmen (Außenkante): 5,3 x 4,3 cm.

[16] Freundliche Auskunft von Herrn Walter Armbruster, Fa. Haffke Kunsthandwerk, Altötting. Bei dem Miniaturbild handelt es sich demnach um das Rahmenmodell Nr. 1350b (rechteckiger beinerner Außenrahmen hier nicht mit abgebildet) mit dem Motiv 99N der Fa. Haffke Kunsthandwerk.

[17] Hojer, Schönheitsgalerie (oben Anm. 2).

Zu Gast beim russischen Zaren

Brief der Großherzogin Elisabeth von Oldenburg aus St. Petersburg 1853

Von Margarethe Pauly

Für Oldenburger St.-Petersburg-Reisende interessant: Im Staatsarchiv Oldenburg[1] befindet sich ein Brief der Großherzogin Elisabeth[2], den sie von ihrer Reise 1853 zu Verwandten in die Zarenresidenz an ihre Schwägerin Königin Amalie von Griechenland[3] schrieb.

Großherzogin Elisabeth begleitete ihren Gemahl Großherzog Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg im Sommer 1853, nur wenige Monate nach seinem Regierungsantritt am 27. Februar des Jahres, zum obligaten Antrittsbesuch beim „Chef" des Hauses Oldenburg, dem russischen Zaren – er führte unter anderem den Titel „Herzog von Oldenburg" – in dessen Residenzstadt und damalige Hauptstadt des russischen Reiches, nach St. Petersburg. Für sie war diese Reise ein willkommener Anlass, ihre Schwester Alexandra von Sachsen-Altenburg zu besuchen, die seit 1848 mit dem Zarensohn Großfürst Konstantin Nikolajewitsch verheiratet war.

Die Rechtschreibung wurde hier beibehalten, bei der Zeichensetzung jedoch wurden der besseren Verständlichkeit halber die heutigen Regeln gewählt.

26./14 1853 Strellna[4]
Meine engels Male[5], mit einem Herzen voller Entzücken über die köstl. gnädige Aufnahme, welche wir hier gefunden, kann ich endl. ein wenig klatschen, wie man mich verzieht u. was ich bis jetzt gesehen. Der verehrte Kaiser[6], für den ich schwärme, aber keineswegs fürchte, denn Er macht mir keinen Eindruck von Strenge, sondern von Güte, ist engels lieb für mich, u. ich freue mich nur, wenn Er in das Zimmer tritt; küsst Er mir die Hand, so drücke ich Ihm stets einen zärtl. Kuß auf Seine schöne Wange, welchen Er mir alsdann öfters erwiedert; je suis tante fiere! [ich bin sehr stolz!] – überhaupt werden wir ganz wie Glieder der Familie betrachtet. Nun laß uns auf die engels Kaiserin[7] übergehen, die eine gar zu liebe und prächtige Frau ist, Sie behandelt mich ganz wie Ihr Kind, wenn ich Ihr die Hand küssen will, so packt Sie mich beim Kopf u. küsst mich auf's herzl. – Wenn dieser Actus vollendet, mache ich Ihr Liebeserklärungen, über welche Sie Sich todtlacht. Die Thronfolgerin u. Thronfolger[8] sind herzenslieb; Sie eine bezaubernde Erscheinung, Nicola[9] u. Michel[10] sind wie Brüder mit mir.

Von Sany[11] u. Costy[12] brauche ich wohl nicht recht zu sagen, wie reitzend u. lieb Sie für uns sind, es gibt wahrl. nicht bald wieder so liebenswürdige Wirthe wie die Beiden, aber jedoch muß ich meine süße Sany ... [unleserlich] herausstreichen, da sie nicht nur an uns, sondern an ein jedes unsrer Leute denkt, es ist wahrhaft rührend u. wird auch allgemein anerkannt. Sany ist so liebl. u. hinreißend geworden, wie ich mich hier noch gar nicht erinnern kann. Sie macht mir stets den Eindruck von einem aufblühenden Rosenknöspchen. Sie ist wie Milch u. Blut, eine ... [unleserlich]. Auch versteht sie deliciös Konversation zu machen, das sah ich recht deutl. während der 4 Tage in St. Petersburg, wie hat sie uns alles gezeigt, u. wenn sie selbst nicht mehr konnte, durch andere zeigen lassen.

Costy fuhr gewöhnl. mit Peter[13] u. je [ich] mit Sany. Wir machten den Weg von Peterhoff[14] nach St. Petersburg zu Wasser. Das Dampfschiff hieß Alexander u. flog dahin wie ein Vogel, nachdem wir Peter auf demselben bis 2 Uhr erwartet hatten. Der Kaiser hatte ihm nämlich im Lager von Krasnoe-Selo[15] auf- u. zurückgehalten. Während der Fahrt, die wir in einer Stunde zurücklegten, wurden kleine Spiele gespielt, jedoch als wir uns der herrl. imposanten Kaiserstadt näherten, ward auf des Großadmirals Costys[16] Befehl auf die Brücke des Schiffs gestiegen, u. es war der liebe Bruder [Schwager], der mich mit strahlenden Augen mit allem, was ich da sah u. fragte, vertraut machte. – Als wir am engl. Quais angelangt, setzten wir uns mit Costy in eine Kalesche u. fuhren über die wundervolle Isaaksbrücke (ein wahres Riesenwerk, wie es davon einige giebt in dieser Pracht-Stadt) nach der Börse, stiegen dort aus u. mußten von dort aus den herrl. Blick auf das Winter- u. Marmorpalais, auf dem großen Quais liegend, bewundern. En orage [ganz erschöpft] von der großen Hitze, aber höchst dankbar im Innern für das, was ich gesehen, kam ich in meiner Wohnung im Marmorpalais[17] an, wo Sany mich mit Brod u. Salz willkommen hieß, nach dem alt russischen Gebrauch; – worauf sie mich dann selbst in ihre Räume einführte. Ich kann mit Wahrheit bezeugen, daß ich die ganze Zeit mit Entzücken u. Bewunderung die Feenartigen Räume durchzog. So ein prachtvolles Palais mit soviel Geschmack eingerichtet sah ich noch weit u. breit nicht. – Z. B. das Boudoir von Sany ist liebl. schön zu nennen, sie gab Alles selbst an. Die Thüren sind wie die daran stoßende Nische [?] welche vom Boudoir durch ein in der Form einer Harfe gebildeten Öffnung getrennt sind, vom reinsten Spiegelglas u. werfen alle die schönen vieux Saxe

Schloss Peterhof, Große Kaskade und Samson-Brunnen. Der Brunnen wurde nach einem Entwurf des Italieners Rastrelli gebaut. *Foto: Alexandre Orloff aus dem Bildband Sankt Petersburg, Köln 1996, S. 242, 243*

Franz Krüger, Zar Nikolaus I. von Russland. Öl auf Leinwand. *Abbildung aus: Russische Zaren, St. Petersburg 2005*

Treppenhaus im Marmorpalais. Die Ehrentreppe wurde von Antonio Rinaldi geschaffen. *Foto: Alexandre Orloff aus dem Bildband Sankt Petersburg, Köln 1996, S. 95*

Gruppen [altmeißner Porzellan] 1000fach zurück. In dieser Niesche auf meinem reitzenden Diwan sitzend, war ich überrascht, auch den Blafond [Plafond, Zimmerdecke] desselben in Spiegelglas zu entdecken, der mein ächtes griechisches Profil mehr u. öfter wie ich wünschte, wiedergab, so – daß ich einen Schrei des Entsetzens ausstieß, worüber Sany herbeieilte.

Das Schlafzimmer gleich nebenan brachte Peter durch seine Pracht u. Herrl. in Verzweiflung. Die alt russischen Toiletten nebst den Dejeuners [Waschgeschirr und Frühstücksgerät] in massivem Gold kann nur ein Riese von der Stelle bringen. Die Meuble vergoldet, kurz alles in einem solchen Glanz, daß man geblendet hinweggeht. – Hieran stößt ein El.[elegantes?] Cerise-Zimmer [Zimmer in Kirschholz], dann folgt ein weiß u. orangenes Rococo-Boudoir mit den Bildern der Romanofijken Familie [Romanov = kaiserliche Familie]. Die Meuble sind von Rosenholz mit Saver-Platten [Sevres? = französisches Porzellan] eingelegt. Aus diesem kommt man ins Cromoise-Zimmer [?] oder besser gesagt Kabinett, in dessen Mitte sich eine Säule von so reicher Stukatur befindet, an welcher vier verschiedene Etablissements angebracht sind, als dienende Wasen [Vasen] auf Stufen, eine Jardiniere [Blumentisch] mit bunten Lampen u. verschiedene Divans. Die Fenster sind durch Epheuwände in schöne Cochette [couchette? = Liegeplätze] verwandelt, von wo aus man den Blick auf das große Marsfeld[18] hat. Die prächtigen Boulemeubles [Möbel mit Schildpatt-Einlegearbeiten] vollenden den unendl. Reitz des Zimmers. Sanys Apartements reichen durch einen weiß u. gelben Saal in welchen sich superbe Marinebilder befinden. Ein kl. Coulon [Säulengang], reitzend zu einer Epheubergola [Efeupergola] umgewandelt, führt Dich in einen großen Blumengang, der an die prachtvolle Marmortreppe stößt, – von welcher man in die großen Apartamento gelangt, deren Beschreibung an das Unmögl. grenzt. Das Auffallendste ist der Marmorsaal, dessen Wände aus Lapis la Zuli, Vert antique [Antikgrün], rouge antique [Antikrot] u. die Thüren aus jaune antique [Antikgelb] sind. Eine Rotunde mit superben Porphyrsäulen u. großen Malachitwasen fielen mir besonders außer dem Marmorsaal auf. – Nach der Bibliothek folgt ein Zimmer in türkischem Geschmack, welches mit seinen Fontainen u. goldgestekten [-gestickten] Meubles mein ganzes Entzücken ausmachten. – Nicht darf ich vergessen den Wintergarten mit seinen Fontainen u. seltenen Pflanzen, so auch den einen Saal, der an Größe Alles andere übertrifft. Costy sein Billardzimmer ist ein wahres Arsenal, sein Cabinet in Holz getäfelt, ganz im Geschmack Tierene [?] das heißt [?] Zimmer eines Bojaren, worin sich auch kostbare Waffen befinden u. die Bilder der ersten 4 Zaren. Das Toilettezimmer ist im selben Genre, die Meuble sind, so wie im Cabinet, von rothen Safian. Der Contrast mit dem daran stoßenden, schon oben beschriebenen Boudoir von Sany ist fabelhaft; zumal bei Licht, da die magisch rothe Beleuchtung (welche durch die dunkel rothen Lampengläser hervorgebracht wird) mit den reichen vergoldeten Verziehrungen einen seltenen Zauber verursacht. Die chinesische grüne Lampe, welche man in der Niesche bemerkt, dämpft den allzu blendenden Glanz u. verbreitet zur gl. Zeit einen matten grünen Schimmer; das Ganze muß eine ... [unleserlich] an tausend u. eine Nacht. – Das türkische Zimmer sowie die großen Sääle haben die unvergeßl. Aussicht auf die Petersfeste[19], Börse und die Newa, welche stets durch Dampfschiffe u. Segelboote belebt ist. – In der Festung interessierte mich am meisten die Familiengruft, wo denn auch mein Geschichtsheld Peter d. Große begraben liegt. Außerdem besah ich noch die großartige Münze, welche jährl. 25 Millionen liefert u. deren Maschienen wahrhaft bewundernswerth sind. Zwei Stunden für das riesenhafte Winterpalais[20], welches für sich, ohne Ermitage, ein Stadtviertel bildet, denn es faßt 6000 Menschen, war zu wenig. Der Kaiserin ihre Apartements erlasse ich mir zu beschreiben, denn alle Pracht kann man in Worten nicht wiedergeben. Die großen Sääle, als der: La grande avant Sale, la sale des marechaux, hier hängen in Lebensgröße: Paskewisch von Warschau, Louwaroff, Dievitsch, Potemkin u. Zamanzoff. – Dann der goldene Saal, der Georgensaal oder Thronsaal, welcher ganz in weißem Marmor ist; außerdem noch der Thronsaal Peter d. Großen u. Alexandersaal u.s.w. –

Wahrhaft imposant ist die Marmortreppe mit ihren herrl. Säulen. – Neben dem Winterpalais befindet sich in der sogenannten Ermitage das neue Museum, wo die Kunstschätze der alten u. neuen Schulen auf das Schönste gesammelt u. geordnet sind. Zwei Augen sind zu wenig, um diesen Musentempel zu besichtigen. Todsmüde kehrten wir nach 3 Stunden zurück u. hatten doch nur 10 der wichtigsten Bilder betrachtet. Die Wasen, Treppen und Säulen von Malachit u. Lapis-Lazuli sind nicht Alle zu nennen. In 3 dieser Wasen könnte ich mit meiner langen Figur ganz bequem baden. – Hierauf besahen wir uns noch die Romanofische v. Peter d. Großen Gallerie. Die Isaakskirche, welche seit 1817 begonnen ward, ist noch nicht vollendet, ein an Materialien herrl. Gebäude. Von außen von schwarz u. rosa Cararischen Marmor, ganz wie das Marmorpalais, hat von innen 8 Malachitsäulen, welche nur 44 Fuß Höhe betragen. Die großen Heil. Bilder werden Alle in Mosaik ausgelegt werden.

Eine andere Kirche mit Namen Kasankirche[21] ist auch recht schön auf ihre Art, aber doch hat sie mich nicht so angesprochen als Alles andre, was ich sonst gesehen. – Petersbourg hat mehr Plätze als irgend eine andre Stadt – sie sind so groß, daß Menschen u. Equipagen wie Punkte erscheinen; die Straßen auffallend breit.

Winterpalast, die Residenz der russischen Zaren wurde zwischen 1754 und 1762 erbaut. *Foto: Alexandre Orloff aus dem Bildband Sankt Petersburg, Köln 1996, S. 67*

Wie Du weißt, wohne ich hier im großartigen Strelna bei Costys; das Palais mit seiner geschmackvollen Terrasse soll sehr an Versailles erinnern; es ist viel zu pompeuse für einen Landaufenthalt, jedoch reitzend wöhnl. eingerichtet. An Peter u. meine Apartements stoßen zwei wundervolle Sääle. Das Familienleben im lieben Strelna, mit den innig geliebten Geschwistern u. Kindern ist ein ruhiges u. wohlthuendes, nirgends fühle ich mich so behagl. als bei ihnen. Die Kinder sind bezaubernd, liebl. besonders der prächtige Nicola,

Herzog Joseph von Sachsen-Altenburg mit Familie. Das Bild wurde zur Hochzeit der Tochter Alexandra 1848 mit dem Großfürsten Konstantin von Russland angefertigt. Ihre Mutter Herzogin Amalie geb. Prinzessin von Württemberg zeigt auf ein Porträtbild von Alexandra, die wiederum mit dem Porträt des Großfürsten dargestellt ist. Rechts stehen die beiden noch unverheirateten Schwestern (mit Rosenkranz im Haar), die linke ist Elisabeth, die 1852 Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg heiratete, neben ihr Therese, die unverheiratet blieb. Die älteste Schwester Marie ist nicht auf dem Bild, sie war seit 1843 mit dem König von Hannover verheiratet. – Das Original von Joseph Stieler hängt in der Eremitage in St. Petersburg.

der 8 Tage mit seinem Vater auf dem Meere war u. ein Seemanöver mitmachte, wobei er seelig gewesen. Sein [... unleserlich] stand er neben einem 40 Pfunder u. wusste nichts von Furcht. – Es ist überhaupt ein herrl. schöner Knabe, wie Milch u. Bluth, wie seine Mama. Du mußt wissen, daß dieser kl. Matrose erst 3 Jahre alt ist, sieht aber aus wie 5, weil er ganz militärische Erziehung hat[22]. Olga[23] ist ein Schneewittchen u. erinnert mich mit Wehmuth an mein theures Kleinod zu Hause[24].

Wir aßen etliche Male beim verehrten Kaiser, aber immer en famille, in einfach hohen Kleidern, wo es alsdann recht lustig hergeht. – Sonst nahm ich wenig Theil an Vergnügungen seit unserer Rückkehr von St. Petersbourg, da Sany, um einer h. ebache [?] zu entgehen, das Bett hüten muß, welche durch eine Aufziehmaschiene, die von meiner Etage zur Andern mit fürchterlicher Heftigkeit herunterflog, beinah verursacht worden wäre. – Wenn wir zwei Schwestern schon wie zwei Sympathievögel nicht ohne einander seyn können, so ist dies wieder bei Peter u. Costy der Fall, es ist ein reitzendes Verhältniß. Heute sind sie in Tzarskoe-Selo[25], welches dem Kaiser gehörig u. nach Pawlowsk[26] eine immense Besitzung, dessen Park nur einen Zaun von 20 deutschen Meilen umschließt. So eben komme ich aus Alexandri[27] von der lieben Kaiserin, welche dieses reizende kl. Cottage allen übrigen großen Schlössern Peterhofs vorzieht. Man braucht gerade 1 deutsche Meile, um von Strelna dahin zu gelangen! Wir legten es neul. mit Sany 15 Minuten nach der Uhr zurück, ganz etwas für Dich; mir verging Hören u. Sehen, so fliegt man auf den Straßen dahin. Nirgends findet man solch abwechselnden Überfluß an Promenaden als in Peterhof. Es hat 25-28 Lustschlösser u. Pavillons zum Theetrinken. Man kann in kleiner Anzahl bequem in jedem logiren; eines ist schöner wie das Andre mit seiner Anzahl von Seen, Statuen von schönstem Marmor oder Bronze. Neul. führte uns Sany während 3 Stunden nur flüchtig in einigen Seenpaläste, u. wir sahen nur wenig, da die Zeit sehr beschränkt war. Dies Alles ist das Werk des jetzigen Kaisers. Wir wohnen dicht am Meer u. athmen die stärkende Luft der See, vermischt mit dem balsamischen Duft der Linden. Die Vegetation ist für Rußland wahrhaft überraschend, dichte Alleen, von hohen Bäumen gebildet, umschließen das Schloß von weitem. Wir fanden das Clima herrl., nur zu heiß.

Sany, bei welcher ich die meiste Zeit verbringe, lässt Dich herzl. grüßen, so auch Otto[28]. – Sie macht mich bald ... [unleserlich] nach ihrem Ideal auszufragen, sie läßt mich soeben rufen.

Säulen, Wasen, Liebe, Palais, Attentionen, schöne Treppen, Gärten, Musik u. Inseln bilden ein Chaos in Herz u. Kopf, das mich zum Schließen zwingt! Hoffentl. bist Du mit der Ausführlichkeit des Briefes zufrieden, sonst rathe ich Dir, eine Reisebeschreibung über Petersbourg aufzuschlagen.
Nun adio, meine liebe Male, grüß Deinen Mann u. Deine Umgebung recht herzl. von mir. Es umarmt Dich mit Liebe
Deine treue Elisabeth.

Du wirst Dich freuen zu vernehmen, daß Peter u. ich mit Orden beglückt wurden, u. dies gerade zum Geburtstag der Kaiserin[29].

Goswig von Grün (1815 – 1896), zu der Zeit – 1853 – Kammerjunker des Großherzogs, begleitete die Oldenburger Herrschaften auf ihrer St.-Petersburg-Reise. Aus seinen Lebenserinnerungen[30] sei hier zitiert:

(1853) ... Der Aufenthalt in Holstein währte etwa sechs Wochen und es reihte sich daran eine Reise der Herrschaften nach Russland, an der theilzunehmen ich beordert wurde. Die Reisegesellschaft begab sich zunächst nach Hamburg, wo sie mit dem König Friedrich Wilhelm IV., der Erzherzogin Sophie von Österreich und anderen Fürstlichkeiten zusammentraf. –

Nach Besichtigung der Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Hansestadt begab man sich in einem Zuge nach Berlin und Potsdam. [...] Nach kurzem Aufenthalt in Potsdam begab man sich nach Stettin und trat die Reise auf einem dorthin bestellten kaiserlich russischen Dampfschiff an. Drei Tage nachher landete man an dem Nachmittage eines schönen Sommertages bei Peterhof, welches mit seinen tausend Fontainen und dem glitzernden Gestein der Terassen einen feenhaften Anblick gewährte. Nachdem die üblichen Vorstellungen beendet, – die gestickte Uniform war bereits auf dem Schiff angelegt worden, – begab man sich in rascher Fahrt nach Strelna, dem Schlosse des Großfürsten Constantin, Schwagers unserer Großherzogin, wo wir Wohnung nehmen sollten. Wie so vieles anders ist in Russland als bei uns, das wurde ich schon am ersten Tage gewahr, denn es wollte, als schon längst die Zeit der Ruhe gekommen war, nicht dunkel werden – es war die Zeit der hellen Nächte – nach Mitternacht noch Helle wie am Tage! Die Jahreszeit gab zu großer Geselligkeit wenig Veranlassung, umso mehr amüsirte man sich an Spazierfahrten durch die prachtvollen Parks und am Besehn der vielen Schlösser, die am Meere entlang von Peterhof bis Oranienbaum sich ausdehnen. Ausserdem hatte man auch öfter Gelegenheit zu Besichtigung der nahen großen Hauptstadt mit allen ihren grandiosen Bauten und Denkmälern. Oefter auch weilte man unter dem Dache des Prinzen Peter und seiner Gemahlin[31]. Nicht minder wurden auch Fahrten zur See unternommen und durften wir namentlich an einem großen See-Manöver in der Nähe von Kronstadt theilnehmen. Oefter begegneten wir in den Parks dem Kaiser Nicolaus, der in eleganter Haltung seine Rosse selbst leitete. Der hohe Herr war damals auf dem Gipfel seiner Macht, da Europa allgemein annahm, daß das Heer, welches er herangezogen, das beste der Welt sei. Schon damals zogen sich Ungewitter in der Türkei zusammen, unter welchen nach wenigen Jahren jene Machtstellung erschüttert wurde und das Herz des armen Kaisers brach[32]. –

[1] StAO, Best. 6-M Nr. 38.

[2] Grhzn. Elisabeth v. Oldenburg (1826 – 1896), geb. Hzn. von Sachsen-Altenburg, heiratete 1852 den Erbgrhz., ab 27.2.1853 Grhz., Nikolaus Friedrich Peter v. Oldenburg (1827-1900).

[3] Amalie Kgn. v. Griechenland (1818 – 1875), älteste Tochter Grhz. Paul Friedrich Augusts v. Oldenburg, Schwester Grhz. Nikolaus Friedrich Peters, heiratete 1836 Kg. Otto v. Griechenland (1815 – 1867) aus dem Haus Wittelsbach. – Kgn. Amalie hatte, bevor das Großherzogspaar nach St. Petersburg reiste, sechs Wochen mit ihm in Eutin zugebracht. Sie kam nicht nach Oldenburg, da ihr Vater am 27. Februar des Jahres gestorben war und in Rastede und Oldenburg sie alles schmerzlich an ihn erinnert hätte.

[4] Die Grhzn. führt die russische und unsere Zeitrechnung an, hat aber vergessen, den Monat anzugeben. Die Reise hat im Juli (s. Anm. 29 – Geburtstag der Kaiserin), vielleicht schon ab Juni, also der günstigsten Zeit für St. Petersburg, stattgefunden. – In Strelna am Finnischen Meerbusen zwischen St. Petersburg und Peterhof besaß der Schwager Grhzn. Elisabeths, Gfst. Konstantin Nikolajewitsch (1827 – 1892), zweiter Sohn v. Zar Nikolaus I., einen Sommersitz. In diesem Konstantin-Palais (heute UNESCO Weltkulturerbe), fand 2006 das G8-Gipfeltreffen statt.

[5] Familiäre Form von Amalie (s. Anm. 3).

[6] Zar Nikolaus I. (1796 – 1855, reg. ab 1825).

[7] Zarin Alexandra (1798 – 1860), Tochter (Charlotte) von Kg. Friedrich Wilhelm III. und Kgn. Luise von Preußen, heiratete 1817 den späteren Zar Nikolaus I.

[8] Zarewitsch Alexander (1818 – 1881 – ermordet –, reg. ab 1855 als Alexander II.), verheiratet seit 1841 mit Marija Alexandrowna, Tochter v. Grhz. Ludwig II. v. Hessen.

[9] Gfst. Nikolaus Nikolajewitsch (1831 – 1891), dritter Sohn von Zar Nikolaus I., er heiratete 1856 Alexandra (1838 – 1900), Tochter von Prz. Peter von Oldenburg (russ. Linie), die später in Kiew ein Kloster gründete. Sie wurde 2009 selig gesprochen.

[10] Gfst. Michael (1832 – 1909), vierter Sohn von Zar Nikolaus I., er heiratete 1857 Cäcilie – dann Olga – (1839 – 1891), Tochter v. Grhz. Leopold v. Baden. Die Tochter Gfstn. Anastasia (1860 – 1922) heiratete 1879 Grhz. Friedrich Franz III. v. Mecklenburg-Schwerin, Bruder der letzten Oldenburger Grhzn. Elisabeth (1869 – 1955). Die Tochter v. Grhz. v. Mecklenburg-Schwerin, Cecilie (1886 – 1954), wurde durch Heirat 1906 mit Kronprinz Wilhelm die Kronprinzessin des Deutschen Reichs u. von Preußen.

[11] Sany=Alexandra (1830 – 1911), Schwester der Grhzn., s.o.

[12] Costy=Konstantin, s. Anm. 4.

[13] Grhz. (Nikolaus Friedrich) Peter v. Oldenburg (s. Anm. 2).

[14] Peterhof, prächtige Residenz der kaiserlichen Familie, am Finnischen Meerbusen gelegen, von Peter d. Gr. begonnen; bekannt u. a. für seine Wasserspiele.

[15] Im Lager von Krasnoje Selo (Kreis Zarskoje Selo) fanden Juni bis August die alljährl. Übungen des Gardekorps statt.

[16] Gfst. Konstantin war in dem Jahr zum Großadmiral u. Vorsitzenden des Marineministeriums ernannt worden. In seinem Palais in Strelna befindet sich im oberen Stockwerk das „Belvedere“ – mit herrlichem Ausblick über die Gartenanlagen auf den Finnischen Meerbusen – im Stil eines Schiffssalons gestaltet, der von der Liebhaberei des Großfürsten zeugt.

[17] Das Marmorpalais in St. Petersburg, am Palastkai an der Newa, mit der Rückseite zum Marsfeld gelegen, ab 1768 für Fst. Grigori Orlow, Günstling Katharinas d. Gr., erbaut, später bewohnt von d. polnischen König u. einstigen Liebhaber Katharinas, Stanislaus Poniatowski; in der 2. Hälfte des 19. Jhs. Stadtwohnsitz von Gfst. Konstantin Nikolajewitsch. Wenige Gebäude weiter an der Newa, auch mit der Rückseite zum Marsfeld hin, befindet sich das „Oldenburg-Palais“, Stadtpalais des Vetters von Grhz. N. F. Peter, Prinz Peter v. Oldenburg (russ. Linie; 1812 – 1881). Er wird in diesem Brief nicht erwähnt, doch bestand enger Kontakt zu ihm, s. Bericht von Grün, S. 6.

[18] Marsfeld: Exerzierplatz.

[19] Peter-Paul-Festung auf der Peter-Paul-Insel in der Newa mit der Peter-Paul-Kathedrale, in der alle Zaren ab Peter I. (d. Gr.) (außer Peter II.) beigesetzt wurden. Mit der Grundsteinlegung zu der Festung 1703 unter Peter d. Gr. begann die Geschichte St. Petersburgs. – Der Kathedrale gegenüber befindet sich die „Münze“, in der seit etwa 1800 bis heute Münzen geprägt werden.

[20] Winterpalais: Riesige Residenz der Zaren; der Bau wurde 1754 unter Zarin Elisabeth, der Tochter Peters I., begonnen, abgeschlossen unter Katharina II. 1762. Angeschlossen ist die Eremitage, Museum mit einer der berühmtesten und reichsten Kunstsammlungen der Welt.

[21] Die Kasaner Kathedrale, von Zar Paul I. in Auftrag gegeben, wurde 1801 – 1811 im klassizistischen Stil errichtet.

[22] Nikolai, geb. 1850, entwickelte sich zu einer zerrissenen Persönlichkeit – möglicherweise wegen seiner frühzeitigen „Dressur“? Er wurde später mehrfachen Diebstahls verdächtigt, wegen staatsgefährlicher Umtriebe festgenommen, in die Verbannung geschickt. Andererseits erforschte er Gebiete Asiens u. setzte sich u. a. für die Bewässerung u. Besiedlung v. Trockengebieten ein. Vgl. R. Krasjukov, Großfürst Nikolai Konstantinowitsch 1850 – 1918. In: Der Herold, Bd. 14, 38. Jg. 1995, H. 12.

[23] Olga (1851 – 1926), heir. 1867 Kg. Georg v. Griechenland (aus d. Hs. Glücksburg, Stammhaus Oldenburg).

[24] Erbgrhz. Friedrich August, geb. 16. Nov. 1852 (zu d. Zt. also etwa 8 Mon. alt), ab 1900 Grhz. v. Oldenburg.

[25] Zarskoje Selo = „Zarendorf“, in soz. Zeit „Puschkin“, mit prachtvollem kaiserlichem Schloss (darin das Bernsteinzimmer) u. Park, hauptsächl. 18. Jh.

[26] Pawlowsk: klassizist. Schloss mit d. größten Landschaftspark Europas, für Zar Paul I. errichtet.

[27] Alexandri: das Alexandria-Cottage im gleichnamigen Park in Peterhof schenkte Nikolaus I. seiner Frau Alexandra, es wurde 1826 – 29 nach damals sehr beliebtem englischen Vorbild gebaut.

[28] Kg. Otto v. Griechenland (1815 – 1867), s. Anm. 3.

[29] 13. Juli.

[30] Goswig von Grün, Erinnerungen aus meinem Leben. Handschrift 1889, unveröffentlicht, Privatbesitz. G. v. Grün war am Oldenburger Hof ab 1846 Kammerjunker, 1855 Kammerherr, 1862 Hofmarschall, 1870/71 Oberhofmarschall, 1874 Oberhausmarschall, Landgerichtsassessor, zuletzt Ministerialrat (n. Harald Schieckel, Die oldenburgischen höheren Hofbeamten, Leibärzte und Prinzenerzieher von 1788 – 1914. In: Oldenburgische Familienkunde, Jg. 38, Heft 3, Oldenburg 1996).

[31] Vgl. Anm. 17. – Prz. Peter war verheiratet mit Therese von Nassau-Weilburg.

[32] Hier spielt v. Grün auf den Krimkrieg (1853 – 1856) an, dessen Ausgang Russlands Vormachtstellung schwächte und vor dessen Ende noch (am 2.3./18.2. 1855) der Kaiser starb.

Ein umtriebiger Familienmensch

Wie Horst-Günter Lucke zum Oldenburger, zum Präsidenten der „Landschaft“ und 75 Jahre alt wurde

Von Rainer Rheude

Viele Redner überlassen Journalisten ihr Manuskript häufig mit der Einschränkung, dass nur das gesprochene Wort gelte; obwohl dieser Hinweis bei den allermeisten eher entbehrlich wäre, weichen sie doch kaum vom vorgestanzten Text ab. Bei Horst-Günter Lucke allerdings ist Vorsicht geboten. Denn wenn der Anlass es erlaubt und ihm das Auditorium aufgeschlossen erscheint, lässt der Präsident der Oldenburgischen Landschaft gern mal seiner Lust an der improvisierten Rede freien Lauf. Dann schiebt er das Manuskript kurzerhand beiseite und lebt Begabungen aus, die einem Berliner quasi von Geburt an zugeschrieben werden: rasche Auffassungsgabe, Schlagfertigkeit und die Neigung zur Ironie, auch zur Selbstironie.

Dass aus dem geborenen Berliner einmal die „Stimme des Oldenburger Landes“ werden sollte, als die er jetzt zu seinem 75. Geburtstag am 1. Februar allenthalben gewürdigt wurde, war ihm dagegen nicht an der Wiege gesungen worden. Zumal die erste Bekanntschaft mit Oldenburg im Jahr 1954 für die Familie Lucke nicht gleich Liebe auf den ersten Blick war. Die Mutter etwa litt anfangs „schrecklich“ unter dem Wechsel vom großen Berlin ins enge Oldenburg, erzählt der Sohn, der seinerseits schon früh die weite Welt kennengelernt hatte; er war im gleichen Jahr als Austauschschüler in den USA. Für das Selbstbewusstsein und die Selbstständigkeit des damals angehenden Abiturienten war diese Zeit in Amerika von unschätzbarem Wert: „Die Erfahrung hat mir sehr gut getan.“

Oldenburger wurde auch der junge Lucke nicht auf Anhieb. Es erging ihm, wie er rückblickend sagt, wie vielen anderen, die nach dem Krieg mehr oder weniger zufällig im Oldenburger Land gelandet waren: „Erst weint man, wenn man nach Oldenburg kommt. Dann weint man, wenn man Oldenburg verlassen muss.“ Vorerst blieb er freilich in der Stadt, nachdem familienintern klar war, dass keiner der drei Brüder beruflich in die Fußstapfen des Vaters, der die Chefredaktion der Nordwest-Zeitung übernommen hatte, treten würde. Bis heute kann Lucke ein Faible für den Journalismus nicht verbergen. Dass die Oldenburgische Landschaft in den nunmehr 20 Jahren, in denen er sie repräsentiert, fast immer eine gute Presse hatte und sich zum Beispiel ihre Zeitschrift zur führenden Kulturzeitschrift der Region entwickeln konnte, hat nicht zuletzt mit seinem im Elternhaus erworbenen Gespür für die Arbeit der Medien zu tun.

Der Sohn Horst-Günter sollte jedenfalls nach dem Willen des Vaters vor dem Wirtschaftsstudium „etwas Anständiges“ lernen. Die kaufmännische Lehre bei der Bremer Landesbank und Staatlichen Kreditanstalt Oldenburg-Bremen wurde so zum Einstieg in den „Beruf meines Lebens“, wie er sagt, in dem er bei seinem Lehrherrn rasch Karriere machte und den er mehr als 40 Jahre mit einer Leidenschaft ausübte, von der Weggefährten noch heute mit hohem Respekt berichten. Nach dem Studium der Betriebswirtschaftslehre an der Universität Köln und dem Abschluss als Diplom-Kaufmann erhielt Lucke bereits im Alter von 30 Jahren Prokura, wurde fünf Jahre später in den Vorstand der Geestemünder Bank AG in Bremerhaven berufen und 1978 zum Vorstand der Bremer Landesbank Kreditanstalt Oldenburg bestellt, mit Residenzpflicht in Oldenburg. Dass sich Mitarbeiter an ihn als einen „Banker und Vorgesetzten der alten Schule“ erinnern – zu dieser anerkennenden Charakterisierung seiner beruflichen Reputation und seines Führungsstils fällt ihm, erwartungsgemäß, eine eher selbstironische Bemerkung ein: In der Bank habe seine Zeit als Chef mittlerweile wohl den „Status der Verklärung“ erreicht.

Ein Kapitel für sich: Horst-Günter Lucke und die Oldenburger Lambertikirche. Ohne sein beharrliches Engagement als Spendensammler wäre die Renovierung der Kirche nicht zu finanzieren gewesen. Foto: Peter Kreier

Der stolze Opa und vier seiner sechs Enkelkinder (Bild oben). – Netzwerk-Pflege: Horst-Günter Lucke zu Gast bei Kulturstaatsminister Bernd Neumann im Kanzleramt in Berlin. Fotos: privat/Peter Kreier

Wann wurde nun aus dem Zugereisten der Oldenburger Lucke, der in einem Interview sein Heimatgefühl gänzlich unpathetisch in dem Satz zusammenfasste, Heimat sei für ihn der Ort, „an dem ich mich wohlfühle“? Mitte der 1960er Jahre, sagt er, als das erste von drei Kindern geboren wurde, reifte er allmählich zum „überzeugten Oldenburger“ heran: „Ich habe festgestellt, dass Oldenburg der perfekte Platz ist für meine Familie und meine Kinder.“ In seinen noch jungen Jahren erkannte er außerdem, wie wertvoll gute Beziehungen zu ganz vielen Menschen sind und wie wichtig es ist, sie dauerhaft zu pflegen. Und weil es ihm von jeher leicht fällt, auf Menschen aller Altersstufen und Gesellschaftsschichten zuzugehen, ist Lucke heute wie kaum ein anderer „vernetzt“ im Oldenburger Land, wie man es zeitgemäß ausdrückt, was auch maßgebliche Politiker in Hannover und Berlin einschließt. „Wenn ich wo anrufe, werde ich durchgestellt“, beschreibt er einen der Vorteile dieses über gut fünf Jahrzehnte geknüpften Beziehungsgeflechtes.

Diese Kontakte und die 1991 in seiner Antrittsrede als Präsident herausgestellte Maxime, „dass derjenige, der die Kraft und die Fähigkeiten hat, verpflichtet ist, sich für das Gemeinwohl einzusetzen“, haben sich für die Oldenburgische Landschaft buchstäblich ausgezahlt: Keiner vor ihm hat so viel Sponsorengelder eingesammelt wie er, etliche Projekte hätten ohne seinen Einsatz aufgegeben werden müssen: „Ich habe immer bei Oldenburgern für Oldenburg gesammelt.“ Nicht nur der „Landschaft“ kam und kommt indes Luckes breit gefächertes ehrenamtliches Engagement zugute – von der Industrie- und Handelskammer über den Vechtaer Hochschulrat bis hin zum Verwaltungsausschuss des Staatstheaters, um nur einige wenige Ämter aufzuzählen –, vor allem auch die evangelisch-lutherische Kirche in Oldenburg hat ihm manches zu verdanken. Beispielsweise wäre die Renovierung der Oldenburger Lambertikirche ohne seine Beharrlichkeit als Spendensammler nicht zu finanzieren gewesen. Die „Ära Lucke“, von der bereits vor 15 Jahren zu seinem 60. Geburtstag die Rede war, setzte sich nach dem Eintritt in den Ruhestand Ende 2001 nahtlos fort, auch weil er „die Pensionierung einfach nicht zur Kenntnis nahm“.

Dieser umtriebige Mann, dessen Statur schon seinen Hang zu unverkrampfter Geselligkeit und Freundschaft vermuten lässt, und der seit Jahren praktisch auf keiner für die Region wichtigen Veranstaltung fehlt, ist auf der anderen Seite auch ein Familienmensch. Der frühe Tod seiner Frau 1985 war für ihn der zweifellos schwerste Lebensabschnitt, den zu bewältigen ihm durch den Schutz und Halt in der Familie gelang, seiner beiden damals fast erwachsenen Söhne und der erst 13 Jahre alten Tochter. Das Schicksal meinte es danach aber, wie er sagt, auch wieder gut mit ihm, als er nämlich seine neue Lebensgefährtin Reingard Deppermann kennenlernte, ebenfalls verwitwet, eine Frau, die offenkundig über jenes Maß an Verständnis und Großzügigkeit verfügt, das in einer Partnerschaft mit einem Mann, der derart exponiert in der Öffentlichkeit steht, wohl unerlässlich ist. Die Söhne haben als Bank- beziehungsweise Diplom-Kaufleute eine dem Vater ähnliche berufliche Orientierung gewählt, die Tochter hat dagegen einen ungewöhnlichen Weg eingeschlagen: Die Umweltwissenschaftlerin plant und baut für die EWE Offshore-Windkraftanlagen in der Nordsee. Dass er im Laufe der Jahrzehnte viel erreicht hat für das Oldenburger Land und dessen kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung, erfüllt Lucke mit Genugtuung – wirklich stolz ist er aber nach eigenem Bekunden nur auf eines: auf seine Familie und die Kinder.

„Der Verfasser auf seinen Inspektionsritten“, Abbildung aus Lamec Saads erstem Buch „Sechzehn Jahre als Quarantänearzt in der Türkei“.

Ein vergessener Grenzgänger zwischen Orient und Okzident

Der Arzt und Publizist Dr. Lamec Saad (1852 – 1931)

Von Peter Sieve

Die Südoldenburger Heimatschriftstellerin Elisabeth Reinke (1882 – 1981) schildert in ihren unveröffentlichten Erinnerungen an ihre Kindheit in Hemmelsbühren bei Cloppenburg folgende Szene: „In meiner frühen Jugendzeit kam eines Tages ein Freund meines Vaters in unser Haus. Vater führte ihn in unsere Alltagsstube: ‚Lamech, hier ist sie’, sagte er, und er meinte mich. Nie hatte ich solch einen Onkel gesehen. Er hatte schwarzes Haar, einen schwarzen kurzen Vollbart und schwarze Augen. Er gab mir freundlich blickend die Hand, und ich machte meinen Knix. Ich konnte kein Auge von diesem seltsamen Onkel wenden.“

Nie hatte ich solch einen Onkel gesehen. Er hatte schwarzes Haar, einen schwarzen kurzen Vollbart und schwarze Augen.

Im Weiteren beschreibt Elisabeth Reinke, wie der freundliche Besucher ihr ein Goldkettchen mit Anhängerkreuz schenkte. Als er gegangen war, habe ihr Vater, der Landwirt Joseph Meyer zu Hemmelsbühren (1855 – 1933), ihr erklärt, der Mann heiße Lamec Saad, stamme aus Palästina und arbeite als Arzt in der Türkei. Was dann weiter über seinen Lebenslauf und seine Heirat in Cloppenburg berichtet wird, liest sich fast wie eine Geschichte von Karl May. Man fragt sich, ob es stimmen kann, dass ein Südoldenburger Bauer zur Zeit des deutschen Kaiserreiches mit einem Orientalen befreundet gewesen sein soll.

2009 führte eine Anfrage von Dr. Theo Kinstle aus dem hessischen Münchhausen, der sich beim Offizialatsarchiv Vechta erkundigte, ob es zutreffe, dass die Eltern einer gewissen Jasma Saad, der Patentante seines Schwiegervaters, 1888 in Cloppenburg geheiratet hätten, zu weiteren Recherchen. Diese gestalteten sich zunächst recht schwierig. Zwar stellte sich bald heraus, dass Lamec Saad zwei Bücher über seine Tätigkeit als Quarantänearzt in der Türkei veröffentlicht hat. Über seine Herkunft und sein früheres Leben war diesen Büchern jedoch fast nichts zu entnehmen. Noch merkwürdiger war, dass sich in keinem biografisch-bibliografischen Nachschlagewerk eine Spur Saads finden ließ. Auch das Internet half in diesem Fall kaum weiter. Ein glücklicher Zufall förderte jedoch an gänzlich unerwarteter Stelle – in einem Hofarchiv in Holtrup bei Langförden – wichtige Details zutage.

Lamec Saad wurde am 9. Februar 1852 in El-Abadie im Libanon-Gebirge geboren. Seine Eltern, der Kaufmann Saad Lamec Abu Salemi und dessen Frau Jasmin, geborene Ifa Haram, waren maronitische Christen. Der Libanon war damals wie heute konfessionell sehr stark zersplittert. Neben den schiitischen und den sunnitischen Moslems und den Drusen, einer im Mittelalter vom Islam abgespaltenen Glaubensgemeinschaft, gab und gibt es auch verschiedene christliche Bevölkerungsgruppen, sowohl orthodoxe als auch katholische, unter denen die katholischen Maroniten zu den größten gehören.

Im 19. Jahrhundert standen die Maroniten, formell Untertanen des Osmanischen Reiches, unter der Feudalherrschaft der Drusen. Als sie sich 1860 eine größere Unabhängigkeit erkämpfen wollten, kam es zu schweren Massakern. Das Pogrom endete erst nach der Landung einer französischen Flotte an der Küste des Libanon. Die Schätzungen der Zahl der maronitischen Opfer schwanken zwischen 7.000 und 20.000 Toten. Sehr viele Kinder blieben elternlos zurück – darunter auch Lamec Saad.

Zwei Jahre nach diesen Ereignissen besuchte der Orientalist Dr. Laurenz Reinke (1829 – 1896), aus Deindrup bei Langförden stammend und in Münster als Privatdozent tätig, im Rahmen einer Studienreise den Libanon. Vermutlich in Beirut lernte er den zehnjährigen Lamec Saad und einen zweiten, etwas älteren maronitischen Jungen kennen. Er nahm beide mit nach Deutschland, wo sie sein Onkel in Münster, der Domherr und Professor Dr. Laurenz Reinke (1797 – 1879), in seinem Haushalt aufnahm. Dieser wollte die Jungen zum geistlichen Amt ausbilden lassen, damit sie später als Priester in ihrer Heimat wirken konnten. Etwa ein Jahr lang ließ er die beiden, die bislang nur Arabisch und ein wenig Französisch sprachen, im Deutschen unterrichten. Im Herbst 1863 wurden sie dann in die Sexta des Gymnasiums Paulinum in Münster aufgenommen, wo sie vier Jahre lang ihre Schulbildung erhielten. Anschließend kehrte der ältere Junge in den Libanon zurück, während Lamec Saad in das Knickenberg’sche Institut in Telgte, eine höhere Privatschule mit Internat, wechselte. Zur Enttäuschung seines Förderers, des Domherrn, zeigte Saad jedoch keine Neigung zum geistlichen Beruf.

Unterdessen hatte Dr. Laurenz Reinke junior, da sich ihm keine Aussicht auf eine Akademiker- oder Beamtenlaufbahn eröffnete, Münster verlassen und den elterlichen Bauernhof in Deindrup übernommen. Im Oktober 1871 heiratete er in Cloppenburg Gertrud Quatmann aus Elsten. Eine Zeit lang wohnte Saad bei dem frisch vermählten Ehepaar in Deindrup. In einem überlieferten Brief der Frau vom November 1871 an den Domherrn heißt es: „Der gute Lamech ist abgereist, Gott gebe ihm eine glückliche Zukunft, hier war für ihn keine Aussicht.“

Um diese Zeit begann der deutsche Ingenieur Wilhelm Pressel in Istanbul mit dem Bau einer Eisenbahn, die bis nach Bagdad im Zweistromland führen sollte. Für das deutsche Kaiserreich war dieser ehrgeizige Plan ein Prestigeobjekt. Lamec Saad nutzte seine Chance und bewarb sich 1872 erfolgreich um eine Anstellung beim türkischen Eisenbahndienst; in welcher Funktion, ist jedoch unbekannt. Aber schon nach drei Jahren, als die 91 Kilometer entfernte Stadt Izmit erreicht war, ging das Geld aus und die Arbeiten mussten vorläufig be-

Im Hofarchiv der Familie Reinke in Holtrup bei Langförden sind viele Bücher und Aufzeichnungen des münsterschen Domkapitulars und Exegeten Dr. Laurenz Reinke überliefert, darunter ein Rechnungsheft mit „Notizen“ vom 16. Januar 1868: „Als mein Neffe Privatdocent an der Königlichen Akademie Dr. Laur. Reinke zu Münster von seiner Reise in den Orient im November 1862 nach Münster wieder zurückkehrte, brachte er zwei Knaben aus Syrien und aus der Nähe von Beyruth, einen älteren Amin Marbes (...) und Lamek Saad mit nach Münster. Diese Knaben nahm ich in meine Wohnung auf und gab ihnen Kost und Kleidung ...“

endet werden. Danach war Saad laut eigenen Angaben „in Syrien, Aegypten und Kleinasien mit Privatarbeiten beschäftigt“. In dieser Zeit entwarf er einen Plan der Stadt Smyrna (türkisch: Izmir) im Maßstab 1:5000, den er 1876 in Druck gab. Dieser Stadtplan war seine erste Veröffentlichung und ist bis heute eine wichtige Quelle für die Geschichte von Izmir.

Wann genau und unter welchen Umständen Saad nach Deutschland zurückkehrte, ist bislang nicht bekannt, ebenso wenig, wer ihm das Medizinstudium finanzierte, das er im Herbst 1878 an der Universität Würzburg aufnahm. Im Februar 1880 promovierte er dort mit einer Doktorarbeit über die „Catarrhe der weiblichen Sexualorgane und ihre Behandlung“.

Über die folgenden 30 Lebensjahre Saads sind wir genau informiert durch seine beiden Bücher „Sechzehn Jahre als Quarantänearzt in der Türkei“ (Berlin 1913) und „Palästina-Erinnerungen“ (Berlin 1929), die sich streckenweise wie Abenteuerromane, an anderen Stellen wie nüchterne Landeskunden lesen. Im ersten Band berichtet Saad eingangs, dass er nach Abschluss seines Studiums zunächst drei Monate lang den Stadt- und Bahnarzt Dr. Wehage in Cloppenburg in seiner Praxis vertreten habe. Anschließend habe er sich um eine Anstellung als Schiffsarzt bei den großen Reedereien in Bremen und Hamburg bemüht, während er zwischenzeitig als Arzt in Wildeshausen zu praktizieren begann. Da jedoch keine Stelle frei wurde, reiste er nach einem kurzen Besuch in Deindrup im November 1880 wiederum in die Türkei ab.

In Istanbul arbeitete Saad einige Monate lang als Assistenzarzt im deutschen Hospital, bis er sich bei der Internationalen Sanitätsverwaltung für die Türkei um einen Posten bewarb. Diese Organisation war von den europäischen Mächten in Zusammenarbeit mit der türkischen Regierung eingerichtet worden, um die Ausbreitung von Seuchen wie Pest und Cholera zu verhindern. Die bei der Sanitätsverwaltung angestellten, aus

Trabzon an der Schwarzmeerküste, wo Lamec Saad und seine Frau Dora geb. Brüning aus Cloppenburg 1888 ihren Hausstand gründeten.
Foto: BMO Archiv

ganz Europa stammenden Ärzte waren in Sanitätsämtern eingesetzt, die sich weit verstreut an den Grenzen und Küsten des Osmanischen Reiches befanden. Ihre Aufgabe war es, alle Einreisenden einer Gesundheitskontrolle zu unterziehen und im Krankheitsfall in Quarantäne festzuhalten. Wenn im Land selbst Epidemien ausbrachen, mussten sie die Ursachen feststellen und Maßnahmen gegen die Ausbreitung treffen. Die ärztlichen Berichte waren auf Französisch abzufassen, die türkische Sprache wurde nur für administrative Angelegenheiten genutzt.

Zu Beginn seiner Laufbahn erhielt Saad die Stelle des Quarantänearztes in der Kleinstadt Khanekin an der persischen Grenze, unweit von Bagdad im heutigen Irak. Saad tauschte seinen Hut gegen einen Fez ein, schnürte sein Bündel und brach Ende Oktober 1881 von Istanbul auf. Mit einem Dampfer fuhr er zunächst nach Alexandrette (türkisch: Iskenderun) und ritt dann auf einem Maultier nach Aleppo im heutigen Syrien.

Saad tauschte seinen Hut gegen einen Fez ein, schnürte sein Bündel und brach Ende Oktober 1881 von Istanbul auf.

Auf dem Weg dorthin freundete sich Saad mit einem älteren Kaimakam (höheren Staatsbeamten) an, mit dem er eines Nachts ein langes Gespräch führte: „Er erzählte mir, daß er früher auf der Insel Cypern Gouverneur gewesen und dann nach Stambul gekommen sei, eine Stelle in Arabien habe er nicht angenommen und wolle jetzt in die Heimat zurück. Plötzlich sprang er von diesen Dingen ab und fragte, ob ich Darwin persönlich kennen gelernt hätte und was ich von seinen Lehren hielte. Sie hätten manches für sich und doch seien sie nicht richtig; denn sonst müßte der Prophet lügen und das sei unmöglich. Der alte Mann war gegen mich immer freundlich und eine Erörterung hätte ihn verletzt, so ließ ich ihn ohne Einspruch bei seiner Ansicht.“

In Aleppo musste Saad eine Woche warten, bis er sich einer Karawane anschließen konnte, mit der er in mehrtägigem Ritt durch Kurdistan nach Diarbekir gelangte. Von dort ging die Reise mit einem Floß auf dem Tigris weiter. Die Bauweise der Tigris-Floße hatte sich nach Saads Beschreibung seit Jahrtausenden nicht geändert: „Auf einer Unterlage von geteerten und mit Luft aufgeblasenen Hammel- oder Ziegenhäuten [...] ruht eine ungefähr zwanzig cm dicke Schicht von Holzknüppeln, die eine Plattform von Baumzweigen trägt; kein Nagel ist zur Verbindung verwendet, mit Stricken und Schnüren alles untereinander verknüpft.“ Am Zielort pflegte der Floßführer die Holzbohlen seines Fahrzeugs zu verkaufen, um dann mit den Tierfellen auf einem Esel flussaufwärts zurückzureiten.

Saads Tigrisfahrt dauerte vier Wochen, wobei das Floß in Mosul gewechselt wurde. Als er endlich in Bagdad ankam, war er seit dem Aufbruch in Istanbul bereits über zwei Monate unterwegs gewesen, wobei er sich fast nur von trockenen Lebensmitteln ernährt hatte und oft befürchten musste, überfallen zu werden. In Bagdad hatte Saad daher, wie er schreibt, „eine unbeschreibliche Freude“, als er dort einen englischen Dampfer vor Anker liegen sah: „So gab es doch eine Möglichkeit, aus diesen Wüsten wieder fortzukommen.“ Nach einem längeren Aufenthalt in Bagdad dauerte der Maultierritt nach Khanekin dann nochmals vier Tage.

In Jaffa am Mittelmeer war Lamec Saad 14 Jahre lang als Quarantänearzt tätig. Foto: BMO Archiv

Khanekin war zwar nur ein kleines Städtchen, hatte aber als Durchgangsstation für die schiitischen Pilger aus Persien eine besondere Bedeutung. Denn einer der wichtigsten Wallfahrtsorte der Schiiten ist die südlich von Bagdad gelegene Stadt Kerbela, wo im Jahr 680 der dritte Imam al-Hussain getötet wurde. Die Schiiten verehren ihn als Märtyrer, und viele wünschen sich, nach ihrem Tod in Kerbela in seiner Nähe beerdigt zu werden.

In Khanekin mussten sich die zu Tausenden aus Persien kommenden Pilger vor der Weiterreise nach Kerbela einer Sanitätskontrolle unterziehen und dafür eine Gebühr bezahlen. Auch für die Mitnahme der Leichen der verstorbenen Verwandten, die in Kerbela beigesetzt werden sollten, war eine Gebühr fällig. Es lässt sich denken, dass die Wallfahrer hierfür keinerlei Verständnis aufbrachten. Ihre Kontrolle und das Kassieren der Gelder war daher alles andere als eine angenehme Aufgabe für den Quarantänearzt und seine Mitarbeiter.

Hinzu kam, dass viele Muslime es aus Glaubensgründen ablehnten, sich von einem christlichen Arzt behandeln zu lassen. Und da es kaum christliche Einwohner in Khanekin gab, fühlte sich Saad oft sehr einsam und niedergeschlagen. Dennoch gaben sich einige arabische Einwohner Khanekins viel Mühe, ihn aufzumuntern, indem sie ihn beispielsweise zur Jagd einluden.

Da es kaum christliche Einwohner in Khanekin gab, fühlte sich Saad oft sehr einsam und niedergeschlagen.

Nach vier Jahren bat Saad bei der Sanitätsverwaltung um seine Versetzung. Er wurde nun nach Ostrumelien geschickt, wie der europäische Teil der damaligen Türkei seinerzeit hieß. Einige Monate lang war er in der von politischen Unruhen erschütterten Stadt Burgas am Schwarzen Meer tätig. Von dort aus konnte er im Mai 1887 erstmals einen Urlaub in Deutschland antreten. Hierzu schreibt er: „Ich war froh, Burgas und die Bulgaren hinter mir zu haben und verlebte einige angenehme Monate in der Heimat, wo ich mich verlobte.“

Wie es zu dieser Verlobung kam, erfährt man aus den eingangs zitierten Erinnerungen von Elisabeth Reinke. Ihren Vater hatte Saad bei Familienfeiern kennengelernt, da Gertrud Quatmann, die Ehefrau von Laurenz Reinke in Deindrup, eine Cousine von Joseph Meyer war. Durch seine Vermittlung machte Saad die Bekanntschaft von Dora Brüning, einer 1863 geborenen Tochter des Cloppenburger Hoteliers Bernhard Brüning, die seine Braut wurde.

Nach seiner Rückkehr in die Türkei ließ sich Saad nach Trapezunt (türkisch: Trabzon) am Schwarzen Meer versetzen. Schon im nächsten Jahr konnte er wiederum einen Urlaub nehmen, um, wie er selbst schreibt, „nach Deutschland zu reisen und mich dort zu verheiraten“. Am 18. Juli 1888 fand in der St.-Andreas-Kirche in Cloppenburg seine Hochzeit mit Dora Brüning statt. Das junge Ehepaar bezog in Trapezunt ein eigenes Haus. Hier wurde im September 1889 das erste Kind geboren, während sich der Vater auf einer anstrengenden Inspektionsreise im Landesinneren befand.

Die folgenden Jahre in Saads Leben waren sehr bewegt: Eine Zeit lang arbeitete er in Erzerum mitten im von Unruhen erschütterten armenischen Gebiet, dann zwei Jahre lang in Palästina in der alten Stadt Jaffa (heute ein Stadtteil von Tel Aviv). 1894 versuchte er, sich in London selbstständig zu machen, kehrte aber bald enttäuscht in die Türkei zurück. Erneut bei der Internationalen Sanitätsverwaltung angestellt, bekam er die Aufgabe, im Hafen von Istanbul die einlaufenden Schiffe zu kontrollieren. Zusammen mit seiner Frau wurde er während dieser Zeit Augenzeuge eines Massakers an den Armeniern. 1896 erhielt er schließlich wiederum seinen früheren Posten in Jaffa, wo er bis zu seiner Pensionierung verblieb.

Die Eheleute Saad bekamen insgesamt sieben Kinder, von denen der Sohn Erich in früher Kindheit verstarb. Immer wieder verbrachte die Familie ihren Urlaub in Cloppenburg. Nach dem Tod von Doras Eltern wurden die Besuche jedoch seltener, und schließlich riss auch der Kontakt zu Joseph Meyer-Hemmelsbühren ab.

Als Ruheständler ließ sich Saad in Berlin nieder. In den dortigen Adressbüchern ist er 1913 als Anwohner der Florastraße in Pankow verzeichnet. 1916 und später lebte er dann an der Nassauischen Straße in Wilmersdorf. Im Weltkrieg geriet die Familie in finanzielle Schwierigkeiten, da die Pensionsgelder aus der Türkei ausblieben. Um sich ein Zubrot zu verdienen, veröffentlichte Saad außer seinen beiden Erinnerungsbüchern verschiedene Aufsätze, so beispielsweise 1919 in einer zionistischen Zeitschrift „Gedanken über hygienische Maßnahmen bei der bevorstehenden jüdischen Einwanderung“.

Viele Deutsche, die sich für den Orient interessierten, suchten Saads Bekanntschaft. Darunter war auch der Schriftsteller und Humanist Armin T. Wegner (1886 – 1978), der in seinem 1930 veröffentlichten Reisebericht „Am Kreuzweg der Welten“ Saad ein kleines Denkmal gesetzt hat: „Ich kenne einen alten Mann in Berlin, einen früheren Arzt [...]. Einer jener Männer von schon unbestimmbarem Alter, die alle Umwälzungen der Zeit zu überleben scheinen. [...] Ich lernte Lamec Saad gegen Ende des Krieges kennen, als ich [...] nach Deutschland zurückkehrte, um dort für das Auswärtige Amt an der Herausgabe einer orientalischen Zeitschrift mitzuarbeiten. [...] Der alte, kahlköpfige Herr kam, auf seinen Stock gestützt, zuweilen selber zu mir auf die Redaktion, um mir kleine Aufsätze über den Aberglauben der Mohammedaner anzubieten, die von einer ganz ungewöhnlichen Kenntnis zeugten. [...] Obwohl er weder Wissenschaftler noch Künstler ist, hat er in langjähriger Berührung mit dem Volke eine Erfahrung gesammelt, mit der keine wissenschaftliche Beobachtung oder künstlerische Einfühlung an Tiefe zu wetteifern vermag.“

Am 9. Juli 1931 ist Dr. Lamec Saad in Berlin gestorben. In der „Orient-Rundschau“ erschien ein Nachruf, in welchem es unter anderem heißt: „Seine unerschrockene Frau, eine Oldenburgerin, hat ihn in allen Gefahren begleitet.“ Wie sehr Saad seine Frau geschätzt hat, geht auch aus der Tatsache hervor, dass er ihr seine beiden Erinnerungsbücher „zur Erinnerung an gemeinsame Leiden und Freuden“ gewidmet hat.

VOLK UND LAND

JUEDISCHE WOCHENSCHRIFT
FUER POLITIK, WIRTSCHAFT UND PALAESTINA-ARBEIT
HERAUSGEGEBEN VON DAVID TRIETSCH

17./24. JULI 1919 HEFT 29/30 1. JAHRGANG

INHALT:

Die Verwirklichung des Zionismus
Das Signal zum Aufbruch
Gedanken über hygienische Maßnahmen bei der bevorstehenden jüdischen Einwanderung
Das Problem der Kinderarbeit in Palästina
Umschau

Aus Politik, Wirtschaft und Palästina-Arbeit

Jüdische Volkskunde

Titelblatt der zionistischen Zeitschrift „Volk und Land“ vom 17./24. Juli 1919 mit dem Hinweis auf einen Beitrag von Lamec Saad

Nach seinem Tod verlebte Dora Saad in den 1930er Jahren stets einige Sommerwochen in ihrer Heimatstadt Cloppenburg, wo sie bei der entfernt verwandten Familie des Lehrers Heinrich Robke an der Löninger Straße zu Gast war. Während des Zweiten Weltkriegs übersiedelte sie wegen der zunehmenden Bombengefahr in Berlin ganz nach Cloppenburg, und auch in den ersten Nachkriegsjahren blieb sie noch bei der Familie Robke. Als ihre Tochter Jasma Saad eine Anstellung bei den Regierungsbehörden der jungen Bundesrepublik in Bonn fand, nahm sie ihre Mutter mit ins Rheinland. Dora Saad starb am 12. Juni 1951 bei einer Kur in Bad Neuenahr im Alter von 87 Jahren.

Der frühere SPD-Landtagsabgeordnete, Landtagspräsident, Oldenburger Oberbürgermeister und Verwaltungspräsident Horst Milde wird am 10. März im Oldenburger Landtag mit dem Ehrenring der Oldenburgischen Landschaft ausgezeichnet. Mit der seltenen Auszeichnung wird sein herausragender Beitrag bei der Gründung der Oldenburgischen Landschaft als Körperschaft öffentlichen Rechts vor 36 Jahren gewürdigt. Die Laudatio hält sein Nach-Nachfolger im Amt des Landtagspräsidenten, Hermann Dinkla (CDU). Der Ehrenring wurde von der Cloppenburger Goldschmiedin Ulrike Krapp geschaffen. *Foto: Wolfgang Jünemann*

„Sowohl Halt als auch Orientierung“

Wie Horst Milde und Alfred Kubel die Oldenburgische Landschaft auf den Weg brachten

Herr Milde, ist die Berufung auf die regionale Identität, das Anliegen der Oldenburgischen Landschaft seit mehr als 35 Jahren, in Zeiten der Globalisierung nicht eher antiquiert und überholt?

Horst Milde: Mitnichten, das Gegenteil ist der Fall. Sich der regionalen Identität bewusst zu sein und sie zu bewahren, ist gerade in Zeiten fortschreitender Globalisierung wichtiger denn je. Zu wissen, wo man zu Hause ist, wo man herkommt, wo man seine Wurzeln hat, auch anzuerkennen, was die Vorfahren geschaffen haben, ist in diesen eher unübersichtlichen Zeiten wie heute für die Menschen von enormer Bedeutung. Denn diese Bindung an die Heimat gibt sowohl Halt als auch Orientierung. Ohne einer unreflektierten Heimattümelei das Wort reden zu wollen, meine ich, dass die – zugegeben pointiert formulierten – Zeilen aus dem „Friesenlied“ des Marschendichters Hermann Ludwig Allmers schon einen wahren Kern enthalten: „Wer die Heimat nicht liebt und die Heimat nicht ehrt, ist ein Lump und des Glücks in der Heimat nicht wert.“ Neben dieser gefühlsbetonten Seite spielt das Bewusstsein für die Zugehörigkeit zu einer Region immer dann eine Rolle, wenn es gilt, gemeinsame Interessen zu vertreten und durchzusetzen. Der durch die wirtschaftliche Globalisierung forcierte Konkurrenzkampf zwingt geradezu dazu, in der Region gemeinsam zu handeln.

Sie selbst stammen aus Schlesien. Das Oldenburger Land ist für Sie erst im Erwachsenenalter zur neuen Heimat geworden.

Ich glaube, Menschen wie ich, die ihre Heimat verloren haben, wissen in besonders hohem Maße die Geborgenheit und Sicherheit zu schätzen, die regionale Identität auch vermittelt. Es war für mich deshalb ganz selbstverständlich, dass ich als Verwaltungspräsident die Forderung, der damaligen Oldenburg-Stiftung durch Umwandlung in die Oldenburgische Landschaft eine gesetzlich gesicherte Basis zu verschaffen, unterstützt und in Hannover durchgesetzt habe.

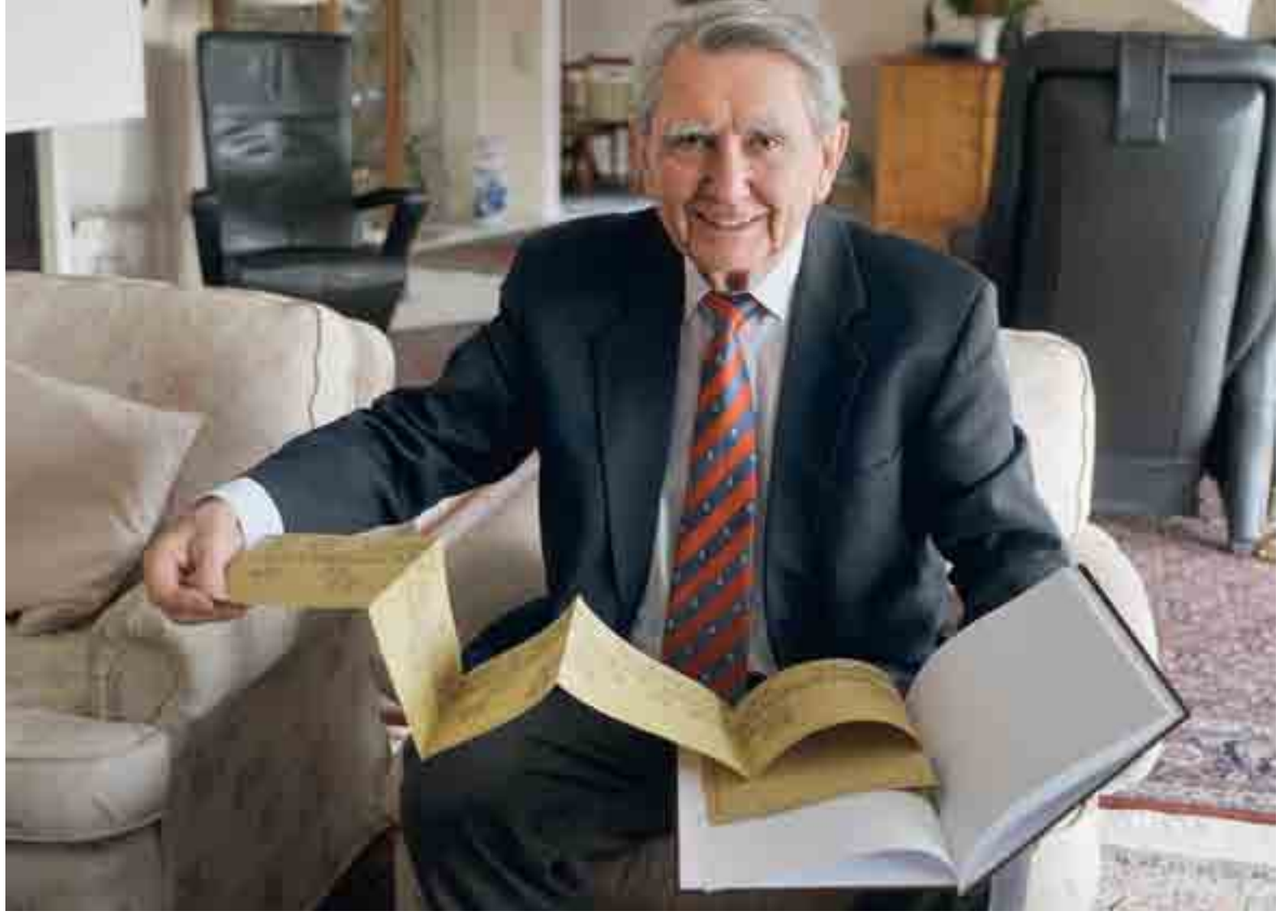
Sie haben vor Jahren, als die Landesregierung die Bezirksregierung Weser-Ems in Oldenburg schleifte, durchaus leise Zweifel angemeldet, ob das anerkannt ausgeprägte Oldenburg-Bewusstsein in der Bevölkerung auf Dauer ausreichend wachgehalten werden könne.

Das war in der Tat meine Sorge, die ich seinerzeit, als die Bezirksregierung aufgelöst wurde, formuliert habe. Glücklicherweise aber gibt es die Oldenburgische Landschaft, die sich inzwischen seit mehr als dreieinhalb Jahrzehnten recht erfolgreich der Pflege der oldenburgischen Identität annimmt. Und das nicht als Heimatverein, sondern als Körperschaft öffentlichen Rechts, also in einem weitaus höheren Rang. Was die kulturelle Identität im engeren Sinne betrifft, ist meine Sorge deshalb ausgeräumt. Nicht jedoch, was die Zukunft der Region als staatlich geleiteter Verwaltungs- und Wirtschaftsraum anbelangt; meine damalige Befürchtung, unter der Auflösung der Bezirksregierung könnte die Region leiden, ist nach wie vor vorhanden.

Was unterscheidet nach Ihrer Auffassung die oldenburgische Identität von dem Bewusstsein, das in anderen Regionen gepflegt wird?

Ich bin ein Mann, dem sehr an der Historie liegt, und deshalb habe ich hohen Respekt vor der langen Geschichte des alten Landes Oldenburg, die im Bewusstsein der Menschen nach wie vor fest verwurzelt ist. Mein Lieblingsmonarch ist Graf Anton Günther, weil er ein Friedensfürst war, der sein Land im 30-jährigen Krieg vor Verheerungen bewahrt hat. Nach ihm haben dann die jeweiligen Herzöge in ihrer Zeit Vorbildliches geleistet. Als Demokrat ist Theodor Tantzen hervorzuheben, der seine Heimat bis zuletzt verteidigt hat, wohl auch, weil er ahnte, was es bedeutet, die Eigenverantwortlichkeit für ein Gebiet zu verlieren und fremdbestimmt zu werden. Nicht zuletzt aus dieser Sorge heraus tragen zum Beispiel viele Institutionen die traditionelle Bezeichnung „Oldenburger“ oder „Oldenburgische“ und weisen damit im gesellschaftspolitischen Bereich demonstrativ auf ihre Eigenständigkeit hin. Im wirtschaftlichen Bereich ist dieser Name ein gutes und erfolgreiches Markenzeichen. Hier zeigt sich stolzes Oldenburger Bewusstsein.

Nach der Traditionsklausel in der Niedersächsischen Verfassung sind die kulturellen und historischen Belange des ehemaligen Landes Oldenburg gesetzlich geschützt. Dass die Oldenburgische Landschaft diese Aufgabe heute wahrnimmt, haben im Wesentlichen Sie ins Werk gesetzt, Sie gelten als einer ihrer Väter.



Arbeitet zurzeit an einer umfangreichen Familienchronik: der ehemalige Landtagspräsident und Oldenburger Verwaltungspräsident Horst Milde. Foto: Peter Kreier

Ich kann wohl ohne Übertreibung für mich in Anspruch nehmen, dass ich in den Jahren von 1973 bis 1975 die Umwandlung der Oldenburg-Stiftung in die Oldenburgische Landschaft bei der Landesregierung und im Landtag betrieben habe, sodass schließlich am 8. Februar 1975 die Gründungsversammlung der Landschaft im Staatstheater stattfinden konnte …

… dass Ihnen das gelang, ist auch Ihrem ausgezeichneten persönlichen Verhältnis zum damaligen SPD-Ministerpräsidenten Alfred Kubel zu verdanken.

Ja. Wobei alles mit einem Artikel in der NWZ anfing, in dem über die Forderung berichtet wurde, die Oldenburg-Stiftung in eine Körperschaft öffentlichen Rechts umzuwandeln. Ich weiß sogar noch das Datum, an dem der Artikel erschienen ist: der 26. März 1973. Damals war ich zwar noch Landtagsabgeordneter, aber meine Berufung zum Präsidenten des Verwaltungsbezirkes Oldenburg war klar und stand bevor. Ich machte mir die Forderung nach meinem Dienstantritt sogleich zu eigen. Es fügte sich dann, dass im Oktober der Ministerpräsident zu Besuch nach Oldenburg kam und er mich bei Gelegenheit beiläufig fragte, ob ich noch einen Wunsch hätte. Ich trug ihm also das Anliegen der Oldenburg-Stiftung vor, und er war ohne Abstriche sofort einverstanden damit. Wer um die große Autorität wusste, die Kubel darstellte, der wusste da auch, dass mit diesem Einverständnis der politische Weg frei war für die Umwandlung. Was danach kam, war nur noch reine Formsache: Am 27. April 1974 beschloss der Landtag einstimmig das Gesetz über die Oldenburgische Landschaft, das am 1. Januar 1975 in Kraft trat, und am 8. Februar eröffnete und leitete ich die Gründungsversammlung bis zur Wahl des ersten Landschafts-Präsidenten. Ich erinnere mich, dass ich in meiner Ansprache damals auch das außerordentlich lebendige Heimatbewusstsein der Bevölkerung im Oldenburger Land hervorgehoben habe.

Das Gespräch führte Rainer Rheude

Die tragische Liebe des Orpheus und der Eurydike

Zum Grabmal von Emmi und Felix Lewald auf dem Südwestkirchhof Stahnsdorf des Landes Brandenburg

Von Ruth Steinberg-Groenhof

Oben: Portrait Emmi Lewald als junge Frau. Aus einer Novellensammlung Bertha von Suttners

Die Erforschung einer Biografie gleicht einer Reise durch das Leben einer historischen Persönlichkeit. Meine Reise auf den Spuren der heute fast vergessenen Schriftstellerin Emmi Lewald (1866 – 1946) begann in der Nähe des Oldenburgischen Staatstheaters an einem weißen Eckhaus, das heute unter der Adresse Roonstraße 5 als Teil des Alten Gymnasiums dient. Vor fast 150 Jahren, als dieses Haus noch als Roonstraße 3 im Adressbuch zu finden war, wurde dort am 5. Dezember 1866 Emmi Lewald unter dem Namen Emilie Auguste Marie Jansen als zweite Tochter des oldenburgischen Staatsministers Günther Jansen (1831 – 1914) und seiner Frau Marie (1843 – 1928) geboren. Emmi Lewalds Mutter war die Tochter des Pastorenehepaares Moritz und Emilie Frommelt und stammte ursprünglich aus Thüringen. Günther Jansen entstammte der angesehenen jeverländischen Beamtenfamilie von Berg[1]. Er absolvierte nach seinem juristischen Studium in Göttingen eine erfolgreiche Karriere im oldenburgischen Staatsdienst als enger Mitarbeiter des Großherzogs Nikolaus Friedrich Peter (1827 – 1900). Seit 1866 war er im Staatsministerium beschäftigt, wo er sich vom Ministerialreferenten zum Minister der Departements des Inneren, des großherzoglichen Hauses und der äußeren Angelegenheiten hocharbeitete. Mit seiner Ernennung zum Vorsitzenden des Staatsministeriums 1890 erhielt Günther Jansen faktisch die Funktion eines Ministerpräsidenten.

Links: Felix und Emmi Lewald. Familienalbum im Besitz von Helga von Krosigk (Murnau).

Gemeinsam mit ihren Geschwistern erhielt Emmi Lewald in ihrem Elternhaus eine bildungsbürgerliche Erziehung, in deren Rahmen sich ihr Schreibtalent ungehindert entfalten konnte. Im Jahr 1888 wagte die junge Frau den Schritt in die literarische Öffentlichkeit und ließ unter dem männlichen Pseudonym ‚Emil Roland' einen Band humoristischer Charakterskizzen mit dem Titel *Unsre lieben Lieutenants* in einem kleinen Leipziger Verlag erscheinen. Als das Pseudonym durch eine Indiskretion aufgedeckt wurde, sorgte das Buch in Oldenburgs feiner Gesellschaft für helle Aufregung, denn die satirischen Charakterbilder trugen unmissverständlich Züge von ranghohen Offizieren der städtischen Garnison[2]. Die lebhaften Diskussionen des gesellschaftlichen Umfelds über die Reputation der Familie Jansen, die Schicklichkeit weiblicher Autorschaft und der Verlust aussichtsreicher Heiratschancen konnten Emmi Lewald jedoch nicht davon abhalten, ihre schriftstellerische Karriere weiter zu verfolgen. Sie publizierte zunächst Gedicht- und Novellenbände, später auch zahlreiche Romane und Reisebeschreibungen. Zu ihrer Heimatstadt Oldenburg hatte die Schriftstellerin zeitlebens ein ambivalentes Verhältnis, das sich anhand der teils verfremdeten, teils konkreten Oldenburg-Darstellungen in ihren Novellen und Romanen nachzeichnen lässt. Emmi Lewalds literarische Kritik gesellschaftlicher Rückständigkeit und provinzieller Kleingeistigkeit, wie sie in den Novellen *Sturm im Wasserglas* (1894), *Die Erzieherin* (1899) und noch in dem Roman *Unter den Blutbuchen* (1915) spürbar wird, muss im Zusammenhang mit der anfänglich starken gesellschaftlichen Missbilligung ihrer Autorschaft in Oldenburg gelesen werden. Dennoch zählt das Oldenburger Land neben der Metropole Berlin und der thüringischen Heimat ihrer Mutter Marie Jansen zu den wichtigsten lokalisierbaren Schauplätzen in Emmi Lewalds Werk. Bereits 1900 gab sich die Schriftstellerin in einer biografischen Notiz an den Herausgeber des *Lexikons deutscher Dichter und Prosaisten* Karl Brümmer (1836 – 1923) dann auch versöhnlicher und hob die Vorteile ihrer Heimat hervor: *Ich habe den größten Theil meines Lebens in meiner Heimatstadt Oldenburg verbracht, bin viel in Deutschland und ins Ausland gereist – mit besonderer Neigung in Italien – und habe dann rückkehrend stets dankbar empfunden, wie geeignet die Stelle einer kleinen, norddeutschen, etwas vom großen Verkehr abliegenden Residenz für ruhiges Schaffen und Gestalten ist*[3].

Obwohl genauere Umstände unbekannt sind, lernte Emmi Lewald im Zusammenhang mit dem Leutnantsbuch ihren späteren Mann Felix Lewald (1855 – 1914) kennen, einen Neffen der 1889 verstorbenen Schriftstellerin Fanny Lewald-Stahr. Felix Lewald war in Berlin geboren worden und hatte nach dem Studium der Natur-, Rechts- und Staatswissenschaften eine Karriere im preußischen Staatsdienst begonnen[4]. Nachdem er 1891 zum Regierungsrat ernannt worden war, wurde er 1894 zur Mitwirkung an der „Miguelschen Steuerreform" ins Finanzministerium berufen[5]. Felix Lewald, der 1900 den Titel eines Geheimen Oberfinanzrats und vortragenden Rats im Finanzministerium trug, betätigte sich nebenberuflich als Autor und veröffentlichte Aufsätze über staatsrechtliche Themen in Fachzeitschriften.

Emmi und Felix Lewald heirateten am 17. August 1896. Sie wählten Berlin als Lebensmittelpunkt und bezogen eine Wohnung in der Ansbacher Straße 5 in unmittelbarer Nähe des Wittenbergplatzes im Berliner Westen, dem ruhigvornehmen Wohngebiet des reichen Bürgertums. Emmi Lewald selbst bezeichnete die Ehe mit Felix Lewald in einem Interview von 1933 als ihr „Lebensglück"[6] und auch weitere Quellen deuten darauf hin, dass die Verbindung von Respekt und gegenseitiger Förderung geprägt war. Offensichtlich gehörte Felix Lewald zu den fortschrittlich und liberal denkenden bürgerlichen Männern, welche die Berufstätigkeit und das gesellschaftliche Engagement ihrer Ehefrau zu schätzen und zu fördern wussten. Emmi Lewald konnte nach der Hochzeit nicht nur ihre schriftstellerische Arbeit ungehindert fortsetzen, sondern engagierte sich rege in mehreren mit der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung assoziierten Frauenvereinen[7]. Es gibt sogar einen Hinweis darauf, dass Felix Lewald seine Frau bei ihrem frauenrechtlerischen Engagement unterstützte: Aus dem Begleitheft einer öffentlichen Veranstaltung des Frauenberufsverbands Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen Berlin, in dem Emmi Lewald sich zwischen 1900 und 1927 in der Mäzeninnen-Rolle einer ‚Kunstfreundin' und zeitweise als Vorstandsmitglied engagierte, tauchte Felix Lewald in einer Liste männlicher Berater auf[8].

Haus der Familie Jansen an der Ecke Roon- und Moltkestraße in Oldenburg. Foto: Ruth Steinberg-Groenhof.

Als einziges Kind der Lewalds wurde ihr Sohn Otto Günther Lewald 1901 in Berlin geboren, aber das Familienglück dauerte nur wenige Jahre[9]. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs

musste Emmi Lewald im Jahr 1914 gleich zwei persönliche Schicksalsschläge verkraften. Zunächst starb ihr Mann Felix Lewald im Alter von 59 Jahren am 11. Oktober 1914 in Berlin und kurze Zeit später ihr Vater Günther Jansen nach längerer Krankheit am 31. Dezember 1914 in Weimar. Emmi Lewald ließ ihren Mann auf dem evangelischen Alten St.-Matthäus-Friedhof in dem Berliner Bezirk Tempelhof-Schöneberg bestatten[10]. Für seinen Grabstein wählte sie als Motiv eine bedeutungsgeladene Szene aus der griechischen Mythologie, die zeitlose Darstellung des tragischen Wiedersehens des Sängers Orpheus und seiner Frau, der Nymphe Eurydike.

Die Gestaltung des Grabsteins zeugte durch ihre Antikerezeption unmissverständlich vom bildungsbürgerlichen Selbstverständnis des Ehepaars Emmi und Felix Lewald. Auf einem im Erdboden verankerten Sockel sind als Grabinschrift die Namen, Geburts- und Sterbedaten sowie Felix Lewalds Titel und Emmi Lewalds Mädchenname eingemeißelt. Auf den Sockel ist ein rechteckiges Relief angebracht, dem abschließend ein Dreiecksgiebel aufgesetzt wurde. Bei dem gut erhaltenen Relief handelte es sich um eine Kopie des bekannten Orpheus-Reliefs, das um 420 – 410 v. Chr. in Athen entstand und in Form römischer Kopien u. a. in Rom und Neapel erhalten blieb. Emmi Lewald rezipierte die in Neapel erhaltene Kopie mit großer Wahrscheinlichkeit in Berlin oder auf einer ihrer Italienreisen[11]. Auf dem Dreifigurenrelief sind der thrakische Sänger Orpheus, seine Frau Eurydike und der Gott Hermes dargestellt. Die Konstellation der Figuren sowie ihre ‚sprechenden Gesten' haben zu der fast einmütigen Forschungsmeinung geführt, die Szene als den tragischen Moment zu deuten, als Orpheus seine Frau für immer an die Unterwelt verlor, da er die Bedingung verletzte, die Persephone an die Rückkehr Eurydikes in die Oberwelt geknüpft hatte und sich während der Wanderung zu ihr umsah[12]. Orpheus war es zuvor gelungen, die Herrscher der Unterwelt, Persephone und Hades, mit Gesang und Saitenspiel so zu rühren, dass sie der verstorbenen Eurydike unter der Bedingung des Blickverbots die Rückkehr an die Oberwelt gestatteten. Hermes leitete das Paar als Seelengeleiter durch die Gänge der Unterwelt, als Orpheus Zweifel über das göttliche Wunder die Oberhand gewann und er sich umwendete. Die melancholische Stimmung der Szene, in der Orpheus Verbotsübertretung, das Wiedersehen mit der geliebten Frau und der endgültige, unwiederbringliche Verlust derselben zusammenfielen, hat dazu beigetragen, dass die Darstellung „als Idealbild tragischer Gattenliebe weite Verbreitung"[13] fand. Für Emmi Lewald mag bei der Auswahl des Reliefs neben der Darstellung tragischer Liebe auch Orpheus Eigenschaft als Sänger und Dichter eine Rolle gespielt haben, die, wie Schuchardt hervorhob, die Sage zu einer Fabel macht, „die vom Dichter schlechthin handelt, von der Macht seines Gesanges und seiner Liebe".[14]

Unter dem männlichen Pseudonym Emil Roland von Emmi Lewald veröffentlicht: „Unsre lieben Lieutenants". Foto: Gerlinde Domininghaus

Die Auswahl des antiken Reliefs für das Grabmal von Felix Lewald war Ausdruck einer bürgerlichen Bildungstradition und der ihr eigenen Säkularisierungstendenz. Dennoch war das Relief in einem historistisch anmutenden Akt der Mischung von weltanschaulichen Traditionen mit dem lateinischen Satz „SURSUM CORDA" (= „Erhebet die Herzen") untertitelt, der seinen Ursprung in der katholischen Liturgie hat.

Nach dem Tod ihres Mannes reiste Emmi Lewald im Sommer 1915 zu einem Kuraufenthalt nach Bad Pyrmont, da sie von dem persönlichen Verlust körperlich angeschlagen war. Am 8. Juli 1915 schrieb sie aus dem Fürstlichen Kurhotel des Ortes an ihren Bekannten, Kammerherr von Mohl: „*Ich brauche eine lange Kur, da ich mich nach all meiner schweren Trauer gar nicht wieder erholen kann.*"[15] Abseits der Hauptstadt, so berichtete die Schriftstellerin weiter, verbringe sie fast unwahrscheinlich friedliche Wochen und würde nur durch die Präsenz grau uniformierter Soldaten an den Weltkrieg erinnert. Während der Kriegszeit setzte sie ihre literarische Arbeit fort, doch gestaltete sich die Publikation literarischer Texte schwierig, da zahlreiche Zeitschriften ihr Erscheinen eingestellt hatten. In der Weimarer Republik konnte Emmi Lewald ihren Lebensunterhalt dann erneut als Novellen- und Romanautorin verdienen. Ihr letzter Roman *Büro Wahn* erschien 1935.

***Grabstein von Felix und Emmi Lewald auf dem Südwestkirchhof Stahnsdorf des Landes Brandenburg. Foto:** Ruth Steinberg-Groenhof*

In der Zeit nach 1938 übersiedelte Emmi Lewald in das thüringische Apolda, wo sie am 29. September 1946 in der Senioreneinrichtung Carolinenheim starb[16]. Am 2. Oktober wurde ihr Körper eingeäschert und die Urne am 25. Oktober 1946 nach Berlin an den Friedhof Berlin Heerstraße gesandt[17]. Unklar bleibt heute, wann die sterblichen Überreste der Schriftstellerin in das gemeinsame Grab der Eheleute auf dem Südwestkirchhof Stahnsdorf des Landes Brandenburg überführt wurden. Auf den Stahnsdorfer Friedhof war das Grab von Felix Lewald wahrscheinlich bereits 1938 im Zuge einer Räumung des Alten St.-Matthäus-Friedhofs umgebettet worden. Bis 1940 wurden alle Schöneburger Friedhöfe geschlossen, um Platz für die durch den Generalbauinspektor Albert Speer geplante Umgestaltung Berlins zur „Welthauptstadt Germania" zu schaffen.[18]

Für die Grabverlegungen wurden spezielle Gräberfelder geschaffen, unter anderem der Block ‚Neue Umbettung', auf dem sich die Grabstätte von Emmi und Felix Lewald heute befindet. Dort wird die Stätte wegen des Grabsteins mit dem Orpheus-Relief erhalten – Mende stuft sie in seinem *Lexikon Berliner Grabstätten* als besondere „Sehenswürdigkeit" ein[19]. Schade nur, dass der reizvolle Grabstein von Berlin-Besuchern aus dem Land Oldenburg kaum bewundert werden kann: Er steht versteckt in einem kleinen Waldstück auf einer schwer zugänglichen und nicht näher gekennzeichneten Planstelle, die erst nach langem Suchen zu finden war. Seine abenteuerliche Entdeckung bildete den Abschluss meiner Forschungsreise durch das Leben der Oldenburgerin Emmi Lewald. Sicher ist, dass es neben dieser vergessenen letzten Ruhestätte auch noch eine höchst spannende und vielseitige Biografie zu entdecken gibt.

Die Germanistin und Historikerin Ruth Steinberg-Groenhof arbeitet zurzeit an der Dissertation „Kinder der Zeit" – Leben und Werk der Schriftstellerin Emmi Lewald (1866 – 1946). Emmi Lewald gehört zu der bisher wenig erforschten Generation von Autorinnen der literarischen Moderne, deren Leben und Schreiben sich im Kontext der ersten Frauenbewegung zwischen Anpassung und Aufbruch bewegten. In ihren Romanen und Novellen beschäftigte Emmi Lewald sich jedoch nicht nur mit dem Wandel der Frauenrolle, sondern schilderte auch mit kritisch-humoristischem Blick den Niedergang bürgerlicher Denk- und Lebensweisen am Ende des „langen 19. Jahrhunderts". Die Arbeit über die in Oldenburg geborene Schriftstellerin verknüpft in einem interdisziplinären Ansatz die Forschungsgebiete „Literatur von Frauen um 1900", „Geschichte des deutschen Bürgertums" sowie die „Literatur- und Kulturgeschichte der Stadt Oldenburg". Die Dissertation über Emmi Lewald wird von Prof. Dr. Sabine Doering (Neuere deutsche Literaturwissenschaft) und Prof. Dr. Gunilla Budde (Deutsche und europäische Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts) betreut.

*kultur*land
1|11

[1] *Vgl. zur Biografie Günter Jansens Friedl, Hans: Gerhard Friedrich Günter Jansen. In: Friedel, Hans u. a. (Hrsg.): Biographisches Handbuch zur Geschichte des Landes Oldenburg. Oldenburg 1992, S. 346ff.; Schieckel, Harald: Familiengeschichtliche und autobiographische Aufzeichnungen des oldenburgischen Ministers Günther Jansen (1831 – 1914). In: Oldenburgische Familienkunde, 1990, S. 189 – 236.*

[2] *Vgl. zu dem Buch Unsre lieben Lieutenants (1888): Schieckel, Harald: Bemerkungen zu Emil Rolands Charakterstudien „Unsre lieben Lieutenants". In: Mitteilungsblatt der Oldenburgischen Landschaft Nr. 107/108 II./III. Quartal 2000, S. 5f.; Steinberg, Ruth: Unsre lieben Lieutenants. Eine kulturhistorische Untersuchung zu der oldenburgischen Schriftstellerin Emmi Jansen (1866 – 1946). Oldenburg 2005 (Magisterarbeit).*

[3] *Autograph von Emmi Lewald. Nachlass Brümmer Biograph. II. Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin.*

[4] *Vgl. zur Biografie von Felix Lewald Neubert, Franz (Hrsg.): Deutsches Zeitgenossen-Lexikon. Biographisches Handbuch deutscher Männer und Frauen der Gegenwart. Leipzig 1905, Sp. 868f.; Deutsches Biographisches Jahrbuch. Überleitungsband I: 1914 – 1916. Totenliste 1914 (335).*

[5] *Die „Miguelsche Steuerreform" bezeichnete die Entwicklung eines revolutionären Steuersystems unter Leitung des preußischen Finanzministers Johannes von Miguel (1828 – 1901). Miguel war von 1890 bis 1901 im Amt.*

[6] *Strahlmann, Fritz: Unsre lieben Lieutenants. Eine literarische Sensation Oldenburgs. In: Der oldenburgische Hauskalender oder Hausfreund auf das Jahr 1933. 107. Jg., Oldenburg, S. 23.*

[7] *Emmi Lewald war Mitglied des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin, des Deutschen Frauenklubs und des Deutschen Lyceum-Clubs.*

[8] *Vgl. Landesarchiv Berlin, Best. A Rep. 030–04 (Verein der Künstlerinnen zu Berlin zur Förderung der bildenden Kunst) Nr. 3019.*

[9] *Emmi Lewalds Sohn Otto Günther Lewald (1901 – 1941) studierte Jura und emigrierte später nach Großbritannien, wo er 1936 Eve Althaus, eine entfernte Cousine, heiratete. Otto Lewald arbeitete als Lektor für deutsche Literatur beim britischen Rundfunk und starb im Mai 1941 während eines Fliegerbombenangriffs auf London. Mündliche Auskunft durch Helga von Krosigk (Murnau) am 27.11.2007.*

[10] *Die ursprüngliche Grabstätte von Felix Lewald auf dem Alten St.-Matthäus-Friedhof wurde zwar von dem Heimatforscher Willi Wohlberedt (1878 – 1950) in seinem zwischen 1932 und 1952 publizierten Werk „Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung" aufgeführt, ist jedoch nach Mendes Erkenntnissen heute nicht mehr existent. Vgl. Mende, Hans-Jürgen: Lexikon Berliner Grabstätten. Pößneck 2006, S. VIII, 305.*

[11] *Das Orpheus-Relief gehört einer Gruppe von vier Dreifigurenreliefs an, deren ursprüngliche Funktion und Aufstellung in der Forschung umstritten ist. Vgl. Junker, Klaus: Die attischen Dreifigurenreliefs. In: Stemmer, Klaus (Hrsg.): Standorte. Kontext und Funktion antiker Skulptur [Ausstellung in der Abguß-Sammlung antiker Plastik des Seminars für Klassische Archäologie an der FU Berlin, 29.11.1994 – 4.6.1995] Berlin 1995, SS. 293–298.*
Anhand eines Detailvergleichs lässt sich die Replik von Neapel eindeutig als Vorbild für die Darstellung auf dem Grabstein der Lewalds identifizieren. (Freundliche Hinweise von Dr. Jörgen Welp/Oldenburgische Landschaft).

[12] *Vgl. die ausführliche Forschungsdiskussion bei Junker, S. 294.*

[13] *Junker, S. 293.*

[14] *Schuchardt, Walter Herwig: Das Orpheus-Relief. Einführung. 2. Auflage Stuttgart 1964.*

[15] *Brief von Emmi Lewald an den Kammerherrn von Mohl vom 8. Juli 1915. Sammlung Darmstaedter Best. 2k1907. Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin.*

[16] *Es handelt sich um das Seniorenheim der Stiftung Carolinenheim Apolda, Stobraerstraße 65 – 67 in 99510 Apolda. Mitteilung über die Sterbefallanzeige des Standesamtes Apolda vom 29.09.1946 an die Autorin durch das Landratsamt Weimarer Land vom 06.03.2007.*

[17] *Freundliche Mitteilung der Friedhofsverwaltung Apolda vom 06.03.2007 an die Autorin.*

[18] *Vgl. den Artikel zum Südwestkirchhof Stahnsdorf bei Wikipedia, der freien Enzyklopädie. Zugriff am 25.8.2010.*

[19] *Die Grabstelle von Emmi und Felix Lewald befindet sich im Block neue Umbettung, Feld 15, Wahlstelle 225. Freundliche Mitteilung der Friedhofsverwaltung Heerstraße Berlin (Herr Kraus) an die Autorin vom 05.06.2007. Vgl. auch Mende, wie Anm. 10, S. 473.*

Muscheltown Hooksiel

Glosse zum Abschied von der Kultur

Von Jürgen Weichardt

„Sich von der Kultur zu verabschieden, ist barbarisch“, hatte vor Kurzem der Kulturstaatsminister Bernd Neumann bei einem Besuch in Oldenburg gesagt. Trotz der Nähe erreichen solche Worte den Gemeinderat in Hooksiel offenbar nicht. Der will Menschen durch Muscheln ersetzen. Schluss mit dem Künstlerhaus, Muscheln sind die Zukunft, Schluss mit der unbequemen Kultur, Meeresfrüchte – da weiß man, was man hat.

Wie recht der Gemeinderat hat. Wenn eines Tages das Grönland-Eis geschmolzen ist, wird das kalte Nordsee-Wasser bald die Gemeindestraßen überfluten und Muscheln in jede Küche spülen. Warum warten?

Künstler gibt es ohnehin wie Sand am Meer, eine Muschelsammlung ist eine Rarität und eine, die in die Zukunft weist. Zudem kommen die bunten Schalen aus der Südsee – was ist dagegen die nur europaweite Resonanz der Stipendiaten des Künstlerhauses –; Südsee, das ist doch dort, wo die Sonne immer scheint, kurz vor Australien. Weltweite Muschelparadiese, an die Hooksiel nun erinnert wird.

Und überhaupt – was ist Kunst? Da hatte doch schon mal jemand herausgefunden, dass das meiste davon, vor allem das Moderne, mit der Art der Menschen hierzulande nichts zu tun hat. Tür zu. Aussperren! Aber Tür auf für die teuer gekaufte und lieb gewordene Muschelsammlung! Das bisschen Barbarei, von der dieser Herr Neumann sprach, nehmen wir in Hooksiel gern in Kauf.

Eine Muschelsammlung ist auch bunt und vor allem bequem. Sie liegt unter Glas und wird täglich entstaubt. Mehr braucht es nicht. Sommergäste klauen keine Muscheln. Endlich kehrt Ruhe ein ins (ehemalige) Künstlerhaus.

Denn diese sensiblen Künstlerinnen und Künstler, die da für zwei, drei Monate unsere 500 Euro verprasst haben – nebenbei: Muscheln tun sowas nicht – sorgten ständig für Unruhe. Entweder waren sie nicht da oder haben nicht geöffnet, haben das Licht brennen lassen und Strom verschwendet, Nägel in die Wand geschlagen, unverständliches Zeugs geredet über das, was sie Bilder nannten. Manche kamen auch aus dem Ausland – was soll das? Der Gemeinderat hat natürlich nichts gegen fremde Gäste in Hotels und Pensionen, aber müssen solche auch Stipendien erhalten? Gewiss, die Muscheln kommen auch von irgendwo her, und gleich aus der Südsee, das ist doch etwas Besonderes – wer außer Nolde und Gauguin war

In das Künstlerhaus Hooksiel zieht eine Südsee-Muschelsammlung ein. Foto: Peter Kreier

denn schon mal dort? Sagenhafte Inseln sollen dort sein, und die Tsunamis spülen die tollsten Muscheln an den Strand. Und die größten von ihnen sind sogar kommunikativ: Wenn wir sie ans Ohr halten, erzählt uns ihr Rauschen auf südseeländisch wilde Geschichten.

Aus dem Förderverein für das Künstlerhaus sollen Mitglieder ausgetreten sein? Unseretwegen? Der Gemeinderat hat niemanden gezwungen, auszutreten. Er übt doch keinen Zwang aus; er ist die Demokratie, und die hat immer recht.

Aber nun mal im Ernst: Was haben wir vom Künstlerhaus gehabt? Da saß zwei, drei Monate lang eine Malerin oder ein Maler in schönen Räumen und hat in einer Ausstellung Werke gezeigt, Bilder ohne Muscheln, ohne Wasser, mit Kringeln und Kreisen, vielleicht nur Dreieck oder Quadrat, und jemand von außerhalb hat erklärt, was man da sieht.

Wenn das Wetter schön war – aber an der Nordsee ist das Wetter immer schön, man muss sich nur darauf einstellen, und das können diese Landratten nicht –, haben diese Stipendiaten sich mal ans Wasser getraut. Manche waren ja auch manchmal ganz nett, wenn sie Muscheln zum Mittagessen wollten, aber meistens extrem fremd.

Soll sich die Gemeinde etwa dem Künstler-Geschmack anpassen? Das ist das Problem. Die Künstlerinnen und Künstler haben ihren eigenen Willen, manche sagen Charakter dazu, und nur ein paar Freunde aus der Gemeinde können mit ihnen umgehen. Muscheln aber haben alle lieb. Und wenn der eine oder andere Künstler, der mal hier ein Stipendium verzehrt hat, ein schönes Muschelplakat malt, dann wird auch die Sammlung so bekannt wie das Künstlerhaus einmal war, ehe es Muschelhaus geworden ist. Dann kommen die Muschelsammler aus Prag und Warschau, Wien und Bern und vergleichen ihre Muschelfunde mit hiesigen Auslagen und kommen wieder, weil man über die Muschelsammlung in dem schönen Haus nicht genug staunen kann. Früher hingen an der Wand Bilder, die sollten Tausende kosten, jetzt hängen dort Muschelfotos – die kosten kaum was und sind viel nachhaltiger.

Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg

Drei von 103

Die Aktion „Entartete Kunst“ im Landesmuseum Oldenburg

Von Julia Zietlow

Im Rahmen eines umfassenden Forschungsprojekts arbeitet das Landesmuseum seit dem vergangenen Jahr seine frühe Sammlungsgeschichte auf (vgl. Kulturland 4/2010). Dem beeindruckenden „Aufbruch in die Moderne“ der 1920er-Jahre wurde 1937 ein herber Schlag versetzt.

Wie in allen namhaften deutschen Museen erschien auch in Oldenburg im Sommer 1937 eine nationalsozialistische Kommission, die das Museum einer „Säuberung von den Werken der entarteten Kunst“ unterzog. 103 Kunstwerke der Sammlung Neue Meister wurden am 22. August 1937 auf Anordnung des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda als „entartet“ beschlagnahmt und wenige Tage später nach Berlin in ein Lagerhaus in der Köpeniker Straße gebracht, um sie im Weiteren zu diffamieren, zu veräußern oder zu zerstören. Neben 17 Gemälden fielen der Aktion zahlreiche Aquarelle, Druckgrafiken und Zeichnungen zum Opfer, ihre Spuren verlieren sich meistenteils im Depot des Reichsministeriums. Unter den 25 betroffenen Künstlern finden sich Namen wir Jan Oeltjen und Franz Radziwill oder Karl Schmidt-Rottluff und Ernst Barlach. Allein neun Werke des norddeutschen Künstlers Emil Nolde wurden beschlagnahmt. Obwohl Nolde Mitglied der Nationalsozialistischen Arbeitsgemeinschaft Nordschleswig (NSAN) war und seine Sympathie für die NS-Ideologie betonte, wurden seine expressionistischen Werke aus deutschen Museen beschlagnahmt. Von den in Oldenburg beschlagnahmten Werken gelangte allein der Holzschnitt *Kerzentänzerinnen* 1988 als Schenkung wieder zurück nach Oldenburg. Mit ihm hat das Passepartout, in dem die Grafik 1937 aufbewahrt war, die Jahre überdauert. Die von der Beschlagnahmekommission vergebene und mit blauer Fettkreide notierte Inventarnummer auf dem Passepartout zeugt noch heute von der Identität des um 1917 entstandenen Blattes. Darüber hinaus fielen zwei Aquarelle, die heute verschollen sind, und ein Gemälde Noldes der Aktion „Entartete Kunst“ zum Opfer. Das farbenfrohe Ölbild *Tanzende Kinder* entstand 1909. Es zeigt im expressiven Stil fünf Ringelreihe tanzende Mädchen mit wehenden Kleidchen. Leuchtende Farben und ein dynamischer Duktus bestimmen das Bild. Das Oldenburger Landesmuseum hatte es einst von einer Frankfurter Galerie erworben. Ein Jahr nach seiner Beschlagnahme wurde das Werk 1938 in das Schloss Schönhausen in Berlin-Pankow gebracht, in dem sich ein Depot für die als „international verwertbar“ klassifizierten Kunstwerke befand. Dort lagerte es gemeinsam mit ebenfalls aus dem Landesmuseum beschlagnahmten Gemälden wie *Worpsweder Mädchen* von Paula Modersohn-Becker und *Knabe mit Beeren* von Ernst Ludwig Kirchner. Auf der Luzerner Auktion „Gemälde und Plastiken moderner Meister aus deutschen Museen“ im Juni 1939 wurde Noldes Gemälde angeboten, blieb jedoch ohne Zuschlag. Heute befindet es sich in Privatbesitz in der Schweiz.

Tanzende Kinder, Emil Nolde, Ölbild 1909. Foto: LMO

Kerzentänzerinnen, Emil Nolde, Holzschnitt um 1917. Foto: LMO

Knapp drei Viertel der 103 in Oldenburg beschlagnahmten Werke gelten als verschollen oder zerstört. Die Übrigen befinden sich in deutschen Museen oder Privatbesitz. Allein drei der einst als „entartet“ diffamierten Bilder kehrten in das Landesmuseum zurück. Gemeinsam zu sehen sind die Gemälde Tanzversuch (Christian Rohlfs), *Knabe mit Beeren* und der Holzschnitt *Kerzentänzerinnen* ab September 2011 in der Ausstellung „Der zweite Aufbruch in die Moderne. Expressionismus – Bauhaus – Neue Sachlichkeit“.

Gegen „falschen Geist der Aufklärung“

Prof. Hanschmidt (Vechta) auf Fürstenberg-Tagung

Von Gabriele Henneberg

Prof. Dr. Alwin Hanschmidt, ausgewiesener Fürstenberg-Experte, vor der Statue Franz von Fürstenbergs in Münster. Foto: Anne-Theresa Grabkowsy

Anlässlich des 200. Todestages des großen Aufklärers und Universitätsgründers Franz von Fürstenberg (1729 – 1810) fand in Münster am 16. und 17. September 2010 ein Festakt mit anschließendem Kolloquium statt. Veranstalter waren das Bistumsarchiv Münster, die Historische Kommission für Westfalen, das Institut für die Geschichte des Bistums Münster und der Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens. Da der Süden des Oldenburger Landes von zirka 1400 bis zum Reichsdeputationshauptschluss 1803 zum Herrschaftsbereich des Fürstbischofs von Münster gehörte, wirkte der Minister und Generalvikar Franz von Fürstenberg eben auch im Gebiet des heutigen Oldenburger Landes.

Im Rahmen des Kolloquiums hielt auch der anerkannte Fürstenberg-Experte Prof. Dr. Alwin Hanschmidt, emeritierter Professor der Universität Vechta, einen Vortrag zum Thema „Gegen Rückständigkeit und Umsturz. Ziele und Grundzüge der Bildungspolitik Franz von Fürstenbergs“. An zahlreichen Quellen belegte Hanschmidt Fürstenbergs Absicht, mit seinen auch im Oldenburger Münsterland umgesetzten Bildungsreformen dem „falschen Geist der Aufklärung“ und „unsinniger Regierungstürmerei“ entgegenzuwirken. Fürstenbergs wachsendes negatives Bild von der Aufklärung habe sich im Verlauf der Französischen Revolution ausgeprägt, da er die Zurückdrängung der Religion durch die Säkularisierung fürchtete. Die „wahre“ Aufklärung habe er durch religiös-sittliche Bildung des Volkes erreichen wollen. Als weiteres Ziel von Fürstenbergs Bildungspolitik nannte Hanschmidt die Überwindung der Rückständigkeit des Landes, die unter anderem durch die Einhaltung der Schulpflicht und eine verbesserte Lehrerausbildung in den Normalschulen erreicht werden sollte. Hanschmidt zeigte, dass Fürstenbergs Bildungspläne zum Wohle der Gesellschaft auf das praktische Leben zugeschnitten waren und auch das Universitätsstudium berufsqualifizierend sein sollte.

St. Viktor in Damme mit dem mittelalterlichen Turm bietet eine eindrucksvolle Kulisse für das Landeskulturfest 2011. Foto: Michael Nath

Landeskulturfest helau!

Oldenburgisches Landeskulturfest am 2. und 3. Juli 2011 in Damme

red. Unter dem Motto „Landeskulturfest helau!“ geht der Zug der Parade-Veranstaltung der Oldenburgischen Landschaft durchs Oldenburger Land weiter. Nachdem die erste und zweite „Ausgabe“ des Landeskulturfestes 2005 und 2007 in Oldenburg stattfanden, sind die Verantwortlichen im Jahr 2009 zum ersten Mal in die Fläche gegangen und haben Jever und den wunderschönen Platz vor dem Jeverschen Schloss als Veranstaltungsort gewählt. Eine Rechnung, die aufgegangen ist, wie der Resonanz in den Medien zu entnehmen sowie dem Besucheransturm anzumerken war. Nun wird die nächste Ausgabe im „sonnigen Süden“ des Oldenburger Landes stattfinden, und zwar am 2. und 3. Juli 2011 in Damme. Und da diese Stadt zwar nicht wirklich im Süden liegt, aber eine Hochburg des Karnevals ist, steht das Landeskulturfest ganz im Zeichen der „5. Jahreszeit“: Landeskulturfest helau! Das Oldenburger Land wird „jeck“!

Das bewährte Konzept des Landeskulturfestes – umsonst und draußen – wird natürlich nicht verändert und auch die auf der großen Open-air-Bühne auftretenden Künstler stammen durch die Bank aus dem Oldenburger Land. Die Organisatorin Gabriele Henneberg hat ein abwechslungsreiches und sehr „pralles“ Programm zusammengestellt. Im Stundentakt werden auf der großen Freilichtbühne vor der Kirche St. Viktor Künstlerinnen und Künstler aus dem ganzen Oldenburger Land ihr Können zeigen und beweisen. Hinzu kommen eine kleine Nebenbühne sowie die Scheune Leiber – und fest steht schon jetzt: Das Oldenburger Land hat ein reiches und äußerst vielseitiges kulturelles Leben!

Von der Rockband bis zum Sinfonischen Orchester, vom Volkstanz bis zum feurigen Samba, vom Jugendtheater bis zur plattdeutschen Lesung – für wirklich jeden Geschmack wird etwas dabei sein. Neuerung wird am Sonntag zum ersten Mal ein gemeinsamer Gottesdienst auf der großen Bühne sein.

Neben den künstlerischen Darbietungen wird natürlich auch das beliebte Konzept der „Regionen-Pavillons“ fortgesetzt: In diesen Pagodenzelten werden sich touristische und kulturelle Institutionen der Region vorstellen und auch für das leibliche Wohl der Besucher sorgen. „Wir freuen uns auf eine bunte, interessante und fröhliche Veranstaltung, die die ganze Familie anspricht“, fasst Michael Brandt die Stimmung vor dem Landeskulturfest zusammen.

Neben dem Hauptveranstaltungsort Damme konnte das Oldenburgische Staatstheater für eine Kooperation gewonnen werden und bereichert das Oldenburgische Landeskulturfest mit besonderen Vorstellungen.

„Ein verlässlicher Ratgeber“

Wolfgang Engelhardt zum Gedenken

Von Hans-Rudolf Mengers

Am 1. Februar dieses Jahres verstarb Wolfgang Engelhardt nach langer, schwerer Krankheit in seinem Haus in Nordenham. Eine große Trauergemeinde versammelte sich mit den Angehörigen in der altehrwürdigen St.-Marien-Kirche zu Atens, um von einem Menschen Abschied zu nehmen, der sich um seine Heimat in außerordentlicher Weise verdient gemacht hat.

Wolfgang Engelhardt wurde am 12. November 1921 in Hannover geboren. Hier ging er zur Schule und legte sein Abitur ab. Danach absolvierte er eine Lehre als Maschinenschlosser. Wie den meisten jungen Männern seiner Zeit blieb ihm der Dienst in der Wehrmacht nicht erspart, gegen Ende des Krieges geriet er in Gefangenschaft. Nach seiner Entlassung absolvierte er in Hannover ein Maschinenbau-Studium. Als junger Diplom-Ingenieur kam er dann 1952 nach Nordenham. Hier war er bei verschiedenen Industriebetrieben bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand in leitenden Positionen tätig.

Es blieb ihm dabei zunächst nur wenig Zeit, seinem Hobby, der Geschichtsforschung, nachzugehen. Erst gegen Ende seiner beruflichen Laufbahn schaffte er sich genügend Freiraum, zunächst der Geschichte „seines“ Werkes nachzugehen. Als er dann in den Ruhestand eintrat, war es für ihn selbstverständlich, sich weiteren heimatgeschichtlichen Themen zuzuwenden. So stieß er zwangsläufig bald auf den Rüstringer Heimatbund.

Nachdem er hier bereits Mitte der 70er-Jahre Mitglied geworden war, begann er 1985 mit der Arbeit im Archiv des Rüstringer Heimatbundes, das zu der Zeit noch in zwei kleinen Zimmern im Dachgeschoss des heutigen Stadtmuseums untergebracht war. Den Anstoß dazu gab ihm wohl der damalige Vorsitzende Enno Hansing, der ihn anfangs ermunterte, doch einmal ein Findbuch zum Nachlass von Eduard Krüger anzulegen. Aus dieser Arbeit entwickelte sich mit der Zeit eine große Leidenschaft, immer mehr Material zusammenzutragen, zu ordnen und zu erschließen.

Wolfgang Engelhardt war in seiner Arbeit unermüdlich und verfolgte seine Ziele mit großem, persönlichem Einsatz. So wuchsen die Bestände rasch an. 1988 erhielt das Rüstringer Archiv endlich eigene Räume in der leer stehenden vormaligen Gemeindeverwaltung in Abbehausen. 1995 kam es zurück nach Nordenham in die ehemalige Südschule und bezog 2005 schließlich das gegenüberliegende Gebäude an der Schulstraße. Aber trotz der gewaltigen Zugänge trieb Wolfgang Engelhardt seine Mitstreiter immer wieder an mit den Worten: „Wissen Sie meine Herren, das meiste, was wir haben, sind die Lücken.“

Besonderen Wert legte Wolfgang Engelhardt auf die vollständige Erschließung der Bestände mit Findbüchern. Diese Findbücher wurden auch anderen Archiven in der Umgebung überlassen, sodass auch von dort Einblick in die Bestände genommen werden konnte. Die Ordnung des Archivs war vorbildlich und wurde von Fachleuten immer wieder anerkannt.

Etwa 25 Jahre, bis zu seinem Tode, leitete Wolfgang Engelhardt dieses Archiv. Er war dabei nicht nur Archivar, sondern in gleichem Maße auch Sachbearbeiter für alle anfallenden Korrespondenzen und Betreuer der Benutzer. Sein ehrenamtliches Engagement war dabei ganz und gar einzigartig und vorbildlich. Größe und Ansehen des Rüstringer Archivs bleiben für immer untrennbar mit seiner erfolgreichen Arbeit verbunden.

Daneben war Wolfgang Engelhardt aber auch ein begeisterter und sorgfältiger Heimatforscher. Die Geschichte des Blexer Sandes lag ihm sehr am Herzen und er hat ihr viel Zeit gewidmet. Aber auch viele andere Dinge hat er erforscht und darüber immer wieder beim heimatkundlichen Klönabend in Stollhamm vorgetragen.

Nach der Verleihung der Ehrennadel an Wolfgang Engelhardt am 11. Mai 1996 in Burhave.
Foto: Hans Friedl

Als Beiratsmitglied hat er auch Verantwortung für den Rüstringer Heimatbund getragen und die Geschicke des Vereins in all den Jahren ganz wesentlich mitgestaltet. Für seine großen Verdienste wurde er bereits 1991 zum Ehrenmitglied ernannt. Es folgten später weitere ehrenvolle Auszeichnungen wie die Ehrennadel der Oldenburgischen Landschaft (1996), die Ehrenplakette in Gold der Stadt Nordenham (2001), das Verdienstkreuz des Landes Niedersachsen (2006).

In den Gesprächen war Wolfgang Engelhardt stets ein geduldiger, verständnisvoller Zuhörer, ein geschätzter, verlässlicher Ratgeber, dessen Meinung gern gehört wurde. Aber er war zugleich auch Mahner und Inspirator. Er war selbst voller Begeisterung und wusste auch andere zu begeistern.

Daran hatten auch andere Institutionen teil. Er engagierte sich bei der Oldenburgischen Landschaft und beim Niedersächsischen Heimatbund ebenso wie bei der Hermann-Allmers-Gesellschaft in Rechtenfleth oder beim Marschenrat in Wilhelmshaven. So erfuhr er bei vielen Organisationen weit über seinen engeren Arbeitsbereich hinaus große Wertschätzung.

Wolfgang Engelhardt hinterlässt eine große Lücke. Aber so tief auch die Betroffenheit und Trauer sind, so groß ist die Dankbarkeit. Ein ehrendes Andenken ist ihm im Rüstringer Heimatbund für alle Zeit gewiss.

Wi wüllt em nich vergäten

Den ollnborgischen Schrieversmann Georg Theilmann to'n 125. Geboortsdag

Van Theo Gerdes

In Metjendörp, 'n lüttjet Dörp nah bi Ollnborg, is he an'n 17. Märt vör 125 Jahrn geborn, de Schrieversmann Georg Theilmann. Wenn man Vermaak an de plattdüütsche Spraak un Literatur hett un denn ok noch in Metjendörp wahnt, kann man garnich anners: „Dar mutt man wat maaken!"

Nu hett Wilfried Harms, Schrieversmann ut Wiefelstä, al vör fiefteihn Jahrn 'n Book över Georg Theilmanns Lääwen un Wark rutgäven: „Kortgood von Georg Theilmann". Een Fründ harr em mal 'n olt Book van 1940 schunken: „Das Ammerland – Ein Heimatbuch". Dar funn Wilfried Harms de Naam Georg Theilmann un kreeg to weeten, dat de 'n plattdüütschen „Lyriker" ween is, de an 17. Märt 1886 in de Buurschup Metjendörp in de Gemeen Wiefelstä up de Welt kamen weer. Dat hett em bannig interesseert un leet em keen Roh mehr: dar wull he mehr över weeten. Denn Wilfried Harms weer sik seeker: Den Schrieversmann Georg Theilmann un sien Wark dröfft wi nich vergääten.

Wilfried Harms vertellt in sien Book van Theilmanns Kinnertied in de Alexanderheide bi Metjendörp, van sien Schooltied in Ollnborg, van sien Lehrtied as Bookdrucker un van sien erst Book: „Hunnblomen un Maljen", dat he 1909 mit jüst 23 Jahrn rutgäven hett. De domals bekannte Schrieversmann Franz Poppe hett in dat Book 'n paar Wöör vörut sett:

„Der Dichter, ein junger bescheidener Mann aus dem Arbeiterstande, zeigt in seinen Darbietungen eine unleugbare poetische Veranlagung, die ihn naturgemäß zur Äußerung drängte. Er singt so wie er empfindet und denkt, wie er die Eindrücke und Anregungen wirklich empfing und erlebte, wie die schlichten Verhältnisse, in denen er aufwuchs, sie ihm darbot. Weil er diese Grenzen nicht überschreitet, so zeichnen Einfachheit und Natürlichkeit seine Gedichte, wie es bei aller wahren Poesie der Fall ist, sowohl was den Inhalt als auch was die Form betrifft. ... Weil nichts Erkünsteltes und Gemachtes aus den Gedichten spricht, wirken sie so anheimelnd und herzlich."

Kinnertied, Öllernhuus, Dörp un Heide, Schooltied, Leevte – dat weern de Themen van Georg Theilmanns Riemels un Vertellsels, de mit ehre eenfache Innigkeit ok vandag noch dat Hart anröhrn köönt. Aver jümmers ok schimmert sien Humor dör, sien Witz, sien Schmustergrienen:

De Duven

Up usen Kirschboom en Duvenpaar,
Nu kiek doch is blot, wat maakt de dar?
„Och, Deern, hest kien Ogen, kannst denn nich sehn?
De sit't dar to snäbeln, de sit't dar to freen!"

In'n Garn en junget Minschenpaar
Sit't dicht tohope, wat maakt de dar?
„De sit't dar to snäbeln, de sit't dar to freen,
Dat hebbt se de lüttjen Duven afsehn !"

Wat is dat Glück?

Ik froog en Kind
Mit hellen Kinnerblick,
Wat woll dat Glück weer?
„En Appel, root un dick!"

Ik froog een Deern,
Jung as de Maiendag:
Wat is dat Glück?
„En Jung', den 'k lieden mag!"

Wat is dat Glück?
Froog ik en junge Froo.
„Wat in 'e Weege!"
Sä se schelmschen do.

Wat ist dat Glück?
Froog ik en olen Mann.
„En Stä up'n Karkhoff,
Wor ik utrauhn kann!"

Fraag ik mi sülvst,
Wat denn dat Glück nu weer:
Ik bün tofreen
Un fraag nich mehr!

För sien tweetet Book hett Georg Theilmann 'n bunten Struuß an Heide-Riemels tohoop bunden un 1913 ünner de Titel „Was die Heide sang – Ein Blumenstrauß oldenburgischer Heide-Dichtung" rutgäven. Hermann Allmers, Franz Poppe, Georg Ruseler, August Hinrichs un noch Reeg anner Schrieverslüe weern in dat Book to finnen – un ok van em sülvst sünd dar 'n paar Riemels binnen, de heel mui upwiesen, wat för deepe Spoorn siene Kinnertied in de Alexanderheide in em achterlaten hett:

In 'e Heide

Dar liggt 'n groden Hünensteen
In 'e Heide;
Wo weer'k as Jung dar geern alleen!
De olen Föhr'n nickkoppten tro
Un wenkten mi „Wellkamen" to,
In 'e Heide.

Geern leeg ik, ünnern Kopp de Hann',
In 'e Heide,
Un keek den blauen Heven an.

De Imm, de floog van Bloom to Bloom,
Ik harr so männich Kinnerdroom,
In 'e Heide.

Un över mi de Lauerk sung
In 'e Heide,
Van't Dörp so hell de Klock her klung,
Denk ik an di, du Kinnertied,
Wo wart dat Hart mi vull un wiet
In 'e Heide.

Georg Theilmann hett sik tietlääwens mit Hart un Hand för siene plattdüütsche Moderspraak insett. As 1921 de „Ollnborger Kring" gründ warn is, weer he mit darbi. He keem ok foors in'n Vörstand – as „Schappkieker": dat sünd in een Vereen de Lüe, de dat Geld ünner sik hebbt.

1948 höör Georg Theilmann ok to de Gründers van den „Spieker – Heimatbund für niederdeutsche Kultur e.V.". Ok hier hett he düchtig mithulpen un harr mennig Jahrn de Schrievstuuv in sien Regeer. För de „Plattdüütsch Klenner", de 1866 van Theodor Dirks in't Lääwen roopen un 1922 van'n Ollnborger Kring woller rutgeven warrn is, hett he mennig Bidrääg tostüürt. Van 1963 bit 1969 hett Georg Theilmann ok de „Schriftleitung" bi de „Klennermakers" hatt.

Wat em dat Plattdüütsche un de Ollnborger Kring bedüden de, dat ward besünners düütlich in de lüttje Geschicht, de faken van em vertellt ward un de Wilfried Harms in sien Book „Kortgood" upschreven hett:

„As na den tweten Weltkrieg Heinrich Diers 1946 den Kring woller in'n Gang bröch, weer ok Georg Theilmann foors woller darbi. Un väle, väle Jahren hett he bi de „Lüttjen Kring-Abends" an'n lüttjen Disch bi de Döör seten un dat Geld annahmen, wat de Lüe to betahlen harrn.

Een Daags in'n Oktober-Maand 1955 weer Georg Theilmanns Fro Dorothea storven un Heinrich Diers sä to sien Lüe, dat bi den tokamen ‚Lüttjen Kring-Abend' woll annerseen an de Kaß sitten müß. As se denn aver an den Abend dar henkemen, seet Georg Theilmann dar al as jümmers: ‚Georg', sä Heinrich Diers, ‚wat maakst du denn hier, dien Fro is doch jüst storven?' Un wat kreeg he as Antwoort? ‚Och, wat harr mien Fro woll seggt, wenn ik nich na'n Kring-Abend gahn weer?' – Ja, dat weer Georg Theilmann!"

An'n 7. August-Maand 1969 is he in Ollnborg doot bleven – 83 Jahr is he olt warrn. Een lang Tied för sien Schrieven van Vertellsels un Riemels – un een lang Lääwen för't Insetten för sien Moderspraak Plattdüütsch:

Geplante Veranstaltungen
zum 125. Geburtstag von Georg Theilmann:

15. März 2011:
„91. Nutteler Kaminabend an't open Füür",
20 Uhr, Gaststätte Claußen in Nuttel
(Gemeinde Wiefelstede).
Leitung: Wilfried Harms, Wiefelstede.

31. März 2011:
„Plattdüütsch Schrieverslü ut us Kuntrei",
20 Uhr, Heinrich-Kunst-Haus, Sandweg 22,
Ofenerfeld (Gemeinde Wiefelstede).
Leitung: Theo Gerdes, Metjendorf.

Plattdüütsch

Mag männicheen ok hissen
Un schellen up use Platt,
Wi hebbt et leev van Harten,
Wi lustert us nich satt.

Et klingt so leev un moje,
As höörn wi Moders Stimm,
As höörn wi summen un brummen
In brune Heide de Imm'.

As an de See de Bulgen
Mit Macht an't Över slaat,
Still dör den Avendfreden
De Karkenglocken gaht.

En weke Hand ganz liesen
Us strakelt över't Hart,
As schull'n wi nu vergeten
All use Leed un Smart.

Mag männicheen ok hissen,
Man to, wat schaad't em dat?
Wi hebbt et leev van Harten,
Us leve, ole Platt!

Wilfried Harms hett recht: Georg Theilmann hett dat verdeent, dat wi em nich vergääten doot!

De Anfang hett in Metjendörp de Ortsbörgervereen daan: As för een nee Siedlung Straatennaamen söcht warrn, hett de Ortsbörgervereen de „Georg-Theilmann-Straße" in Vörschlag brocht. De Gemeenderaat in Wiefelstä hett tostimmt.

Un wi, de wi Vermaak an de plattdüütsche Spraak un Literatur hebbt, gäävt geern Antwoort, wenn wi fraagt warn: „Wer weer denn Georg Theilmann?"

Der Verfasser bedankt sich bei Wilfried Harms für seine freundliche Unterstützung und für die Überlassung der Fotos.

Literaturhinweis: Wilfried Harms (Hrgb), Kortgood von Georg Theilmann. Oldenburg, Isensee, 2. Auflage 1998. ISBN 3-89598-432-7.

Mien Fründ Hein Bredendiek

Van Fritz Lottmann

Hein Bredendiek an sien 94. Geburtsdag mit Fritz Lottmann. Foto: privat

Dat mutt dat Jahr 1960 ween hebben, as Hein Bredendiek un ik us 'n beten neger in'e Mööt kamen sünd. Wi weern beide in'n Ollnborger Kring un seten achter een Lüttjen Kring-Abend bi Imke Eckert in dat Grambergsche Hotel am Markt. Dar harr de Kring een Stammdisch. De Kring-Baas Heinrich Diers, he weer al mien Fründ un Mentor, hett meent, ik schall dar ok henkamen.

Ik weer 'n Jungkeerl mit 'n paar Jahr över 20 un Hein Bredendiek in Vadersoller. Nu seten wi tegen anner un ik vertell, dat Gramberg fröher maal een Utspannlokal weer un dat mien Grootvadder, de in Altmoorhusen een Buurnhoff hat harr, faken Kantüffels to'n Rathuus-Markt brocht hett un dat Peerd keem denn bi Gramberg in den Utspann to'n verhalen. Hein Bredendiek hett nipp tolustert un meen achteran: „Man hest du dat fein vertellt, nu vertell avers maal 'n beten wat van di. Wat bist du för een, wo kummst du her un wat deist du so?" Dat heff ik denn ok doon un dar keem den ok noch bi rut, dat sien Mudder ut Emden keem un mien Vadder un Grootvadder ok Emder Jungs weern.

In de tokamen Jahrn bin ik jümmers mehr in dat Kring-Leven rinwussen un wenn nich jüst een van us beide up de Bühn stunn, to een Vördrag oder Lesung, seten wi tohoop in den eerste Reeg. Dat keem so wiet, dat enkelte Lü to'n anner seggen, ok wenn wi noch gar noch dar weern, nee, dar kannst di nich hensetten, dar sitten doch jümmers Bredendiek und Lottmann.

Dat duurte gar nich so lang, dar kreeg Hein Bredendiek, de siet 1955 Baas van den Schrieverkring weer, den Jungkeerl Fritz Lottmann as Geschäftsführer an siene Siet. Een heel glückliche Konstellation. Bredendiek weer een best Literat un Rhetoriker, man organiseern kunn he nich besünners goot. Sowat kunn avers Fritz Lottmann goot. Van dar an hett he all de Warkeldage mit Övernachten, Eten un all wat dar to höört up de Been stellt un Hein Bredendiek kunn de Literatur, ok wohl maal mit harter Hand, up Kurs hollen.

De Utstelln „Summa Sumarum" to'n 10. Dodesdag van Hein Bredendiek lööpt siet 6. Februar in't Slottmuseum Jever. To'n Enn van de Utstelln an'n 30. April könnt de Besökers ok plattdüütsche Läsungen ut dat Wark van Hein Bredendiek hören.

As Bredendiek maal wedder to'n tweeten Vörsitter van'n Ollnborger Kring wählt weern schall, meent he mit sien Donnerstimm in de Versammeln, worüm wählt wi nich een jüngeren, worüm wählt wi nich Fritz Lottmann? De is jung, de is intelligent, de hett Ideen un kann anpacken, worüm wählt wi nich em? Teihn Minuten later weer ik tweeter Vörsitter van'n Ollnborger Kring.

Hein Bredendiek weer een Minsch, de geern na vörn kieken de. He harr wohl een best Gedächtnis un vergeet nich so licht wat, man goot föhlte he sik, wenn he produktiv ween kunn. Mit Lü, de faken drömelig na achtern keken, kunn he nich veel anfangen. Ok Fritz Lottmann weer een Keerl, de in sien Doon stüttig na vörn driften deit. So passen de twee Frünne ok in dissen Punkt bestig tohoop.

So gung de Tiet in't Land. Dusende von Kilometer sünd wi tohoop in mien Auto föhrt un nich bloots dar sünd dusende gode un depe Gesprekе bi rutkamen. Wi kunnen us up'n anner verlaten. In siene lesten Levensjahrn weern Maja Becker, Jörg Michael Henneberg un Fritz Lottmann besünners dicht un faken bi em. Över all use Doon stunnen jümmers de starker Wöör: „Vertroon un Fründschop!"

As ik 'n paar Dage vör sien leste Aam bi em weer, meen he eernst, man gar nich trurig: „Mien leve Fritz, mit mi kann dat nu nich mehr so lang duurn un wenn dar denn noch wat över blifft, denn musst du, as mien Fründ, dat noch even in'n Reeg bringen!" Dat heff ik ok van Harten doon! An'n 24. in Aprilmaand 2001 is mien Fründ Hein Bredendiek för immer van us gahn.

Up goden breden Padd för Plattdüütsch ünnerwegens

Van Stefan Meyer

Fritz Lottmann un sien neiestet Wark „Middemank de Tieden". Foto:privat

Een Läven för Plattdüütsch. Dat fallt eenen in, wenn man sick mit Fritz Lottmann utenannersett. De ehemalige Schoolmeester mit Hart an'n rechten Pleck sett sick siet över 50 Johr för de bedrohte Regionalspraak in. Born un upwussen is Fritz Lottmann 1937 in Ollnborg. He hett sick jümmers för de Stadt- un Regionalgeschicht interessert un forscht un schrievt bit vandagen över siene Heimat, mit de he deep verbunnen is. Na sien Lehramtsstudium in Ollnborg weer he Schoolmester in Krusenbusch un bald 25 Johr an de Grundschool in Bloherfelde. Of dat siene Mitminschen oder siene Schölers weern: Fritz Lottmann hett jümmers de Minsch sehn un sick för se Problemen ok över al Hürden hinweg insett. Al mit 13 Johrn is he in de Ollnborger Kring inträen un hett dor Hein Bredendiek kennenlehrt mit de sick över de Johrn een depe un lävenslangen Fründschop entwickelt hett. Temlich flink is he an de Stäe van de 2. Vörsitter as Nafolger van Bredendiek neven Heinrich Diers kamen, in de he eenen Mentor un Förderer funnen hett. Siet de Tiet hett he vele Schriften un Bökers rutbrocht. He hett sick jümmers dorför insett, de Kinner un jungen Lüe an de plattdüütsche Spraak un Aart rantobringen, wenn he sick mit moderne Themen utenannersett. Sien neiestet Wark „Middemank de Tieden" is för Kinner wunnerbar för den plattdüütschen Läsewettstriet to brüken, de dit Johr woller in't Ollnborger Land stattfind't.

Butendem schrifft he siet Johren an de Chronik för de Kring un hett al över 8000 Sieten tosamenstellt. Alleen 3500 Sieden in't verleden Johr. Över 40 Johr weer he Geschäftsführer van't nedderdüütschen Schriftstellerverband, 1972 hett he tosamen mit anner Lüe de Börgervereen Krusenbusch grünnt. 1975 weer he Grünnungsmitglied van de Ollnborgsche Landschupp un is sietdem deep mit de Landschupp in Fründschapp verbunnen. De överregionalen plattdüütschen Verband „Schrieverkring Weser-Ems e. V." hett he 1996 tosamen mit de Bremer Carl Scholz un anner Schrieverslüe grünnt.

Fritz Lottmann hett vele Ideen un Impulse för Ollnborg geven. He is bit vandagen as een heel aktiven Plattdüütschen bekannt, de dat jümmers drock hett, aver sick ok Tiet to'n tolüstern gönnt, un jümmers för de Spraak un de Minschen dor is. Fritz Lottmann is siet 1965 verheirat, hett twee Kinner un twee Enkelkinner un lävt in Rastäe.

Plattsounds – de plattdüütsche Bandwettstriet

sm. Een heel besünnern Musikwettstriet för junge Musikers un Amateurbands ut Neddersassen het de Warkkoppel „Platt is cool" in't Läven halt. De Ministersche Fro Prof. Dr. Johanna Wanka het an'n 10. Januar in't Ministerium för Wetenschapp un Kultur Hannover de Wettstriet de Press vörstellt. Drägen ward dat Projekt van verscheden Landschuppen un Landschuppsverbännen in Neddersassen tosamen mit dat Institut för nedderdüütsche Spraak Bremen un de Plattdüütsch Stiftung Neddersassen.

Bewarben könnt sick junge Musikers un Amateurbands ünner www.plattsounds.de bit to'n 31. 8. 2011. Al Musikrichtungen sünd möglick. Erste Bidrägen steiht al up de Siet. Well kien Plattdüütsch kann, kann ok wat inreken. Up de Internetsiet gift dat een „Warkstäe", wo noch an de Bidrag rumklütert un rumstrikt weern kann, bevör de in de Wettbewerb geiht. Hölp bi de plattdüütsche Übersetten gift dat ok. De Afschlussveranstalten, wo de Sieger 1000 Euro gewinnen kann, is an'n 8. 10. 2011 in de Exzerzierhalle in Ollnborg. Eene prominente Jury stimmt sick af, well de ersten dree Priesen kriegen deit.
So denkt Ji wat moiet ut un kaamt groot rut!!

**Bewarben bit 31.08. ünner www.plattsounds.de
Oder bi Stefan Meyer, Ollnborgscher Landschupp, Gartenstraat 7, 26122 Ollnborg, Telefon: 0441 / 77 91 819**

25 Jahre Kunsthalle Emden

Jubiläumsausstellung mit 111 Werken von Franz Radziwill

Von Günter Alvensleben

Ansicht der Kunsthalle in Emden. Foto: Günter Alvensleben

Franz Radziwill: Kirche in der friesischen Wehde (1930). Foto: Kunsthalle Emden

In der ostfriesischen Hafenstadt Emden, in der Kunsthalle Emden, ist in diesem Jahr ein Jubiläum zu feiern und mitzuerleben, das weit über Deutschland hinaus größte Beachtung findet. Die von Eske Nannen geleitete Kunsthalle Emden begeht ihr 25-jähriges Bestehen.

Mit einer umfangreichen und in dieser Art einmaligen Schau zu Franz Radziwill setzt die Kunsthalle Emden im Jubiläumsjahr besondere Akzente, indem sie das Wirken eines großen Künstlers der Region heraushebt. Die 111 ausgestellten Meisterwerke, von denen mehr als 70 Werke als Dauerleihgabe aus einer Privatsammlung stammen, dokumentieren das Schaffen des Wahl-Dangaster Künstlers Franz Radziwill zwischen 1916 und 1969.

Damit spannt die Ausstellung, die bis zum 19. Juni zu sehen ist, gekonnt einen Bogen vom expressionistischen Frühwerk über Werke der Neuen Sachlichkeit bis hin zu den detailgetreuen, jedoch zunehmend von Fantasien inspirierten Arbeiten, denen der Begriff „magischer Realismus“ zugeschrieben wurde. Franz Radziwills Wirken in Dangast wurde zunächst durch die Kunst der „Brücke“ beeinflusst; doch recht bald (ab 1925) dominierten eigene Darstellungen, die in späteren Jahren bis zu bedrohlich wirkenden Elementen und Symbolen reichten und surreale Träume und Visionen zum Ausdruck brachten.

Die in der Kunsthalle Emden gezeigten Bilder mit den Themenbereichen Landschaften, Stadtansichten, Marinebilder, Stillleben und Porträts geben einen kompetenten Überblick über das Gesamtwerk des Künstlers. Kaum ein anderes Museum dürfte zurzeit über einen derartig vielseitigen und hochkarätigen Bestand an Radziwill-Werken verfügen wie die Kunsthalle Emden.

Ohnehin trägt das 25-jährige Bestehen der Kunsthalle Emden den Stempel einer unvergleichlichen, einzigartigen Erfolgsstory. Als sich der bekannte Journalist Henri Nannen in seiner Heimatstadt Emden einen Traum erfüllte und ein Haus für seine Bildersammlung baute, das am 3. Oktober 1986 vom damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker eröffnet wurde, konnte man (noch) nicht ahnen, dass sich seine Kunsthalle schon nach wenigen Jahren im internationalen Kulturbereich als geachtete Kulturinstitution etablieren würde. 130, größtenteils hochkarätige, Aufsehen erregende Ausstellungen und gut zwei Millionen Besucher sprechen für sich. Bereits im Jahre 1995 richtete die Kunsthalle auch eine große Radziwill-Retrospektive erfolgreich aus. Im Jubiläumsjahr folgen nach der Radziwill-Ausstellung noch vier weitere hochinteressante Ausstellungen.

Die Kunsthalle Emden ist mit der Sammlung Henri Nannen (Stiftung Henri und Eske Nannen) und der Schenkung Otto van de Loo gut aufgestellt. Mit den im Jahre 2007 beendeten Umbau-, Erweiterungs- und Modernisierungsmaßnahmen (einschließlich Malschule, Museumscafé und Schiffsanlegestelle) zeigt sich die Kunsthalle Emden auch von einem ansprechenden, selbstbewussten und attraktiven architektonischen Erscheinungsbild.

Mit der Emder Ausstellung hat auch die Reihe „Radziwill im Norden 2011“ begonnen. Bis zum 25. Mai finden dazu im Radziwill-Haus in Varel-Dangast (in Kooperation mit der Kunsthalle Wilhelmshaven), im Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg und im Stadtmuseum Oldenburg weitere Ausstellungen statt.

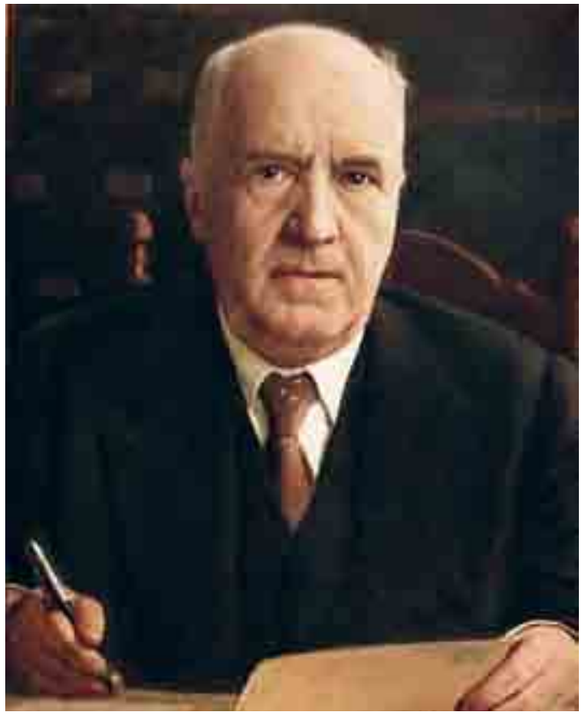
Kunsthalle Emden, 04921-975050
Öffnungszeiten:
Dienstag bis Freitag:
10 bis 17 Uhr
Samstag, Sonntag, Feiertage:
11 bis 17 Uhr
Jeden 1. Dienstag im Monat:
10 bis 21 Uhr

Ein Pionier der Oldenburgischen Museumslandschaft

Heinrich Ottenjann (1886 – 1961)

Von Gabriele Henneberg

Die Idee zu einem solchen Museum entstammte der Heimat-Bewegung nach dem Ersten Weltkrieg und den wegweisenden Vorbildern in Skandinavien: Zuerst entstand 1919 der Heimatbund für das Oldenburger Münsterland, zu dessen Gründungsmitgliedern Heinrich Ottenjann gehörte, und 1922 das „Heimatmuseum für das Oldenburger Münsterland“. Die Betreuung dessen bäuerlicher Möbel- und Gerätesammlung übernahm der seit 1914 am damals gerade neu eingerichteten Großherzoglichen Realgymnasium Cloppenburg (heute Clemens-August-Gymnasium) als Studienrat tätige Ottenjann.



Bernhard Winter, Dr. Heinrich Ottenjann, der Gründer des Museumsdorfs Cloppenburg. Posthumes Gemälde, Öl auf Leinwand. Foto: Mechthild Ottenjann

Durch den Stadtpark Cloppenburgs führt der Heinrich-Ottenjann-Weg, der nach dem Träger des Großen Bundesverdienstkreuzes benannt wurde. Foto: Gabriele Henneberg

Das Jahr 2011 ist ein besonderes Jahr für die Kulturlandschaft Cloppenburgs und auch des Oldenburger Landes: Dr. Heinrich Ottenjann, der Begründer des Niedersächsischen Freilichtmuseums Museumsdorf Cloppenburg, kam vor 125 Jahren am 19. Februar 1886 in Greven (Westfalen) als Sohn eines Tischlermeisters zur Welt und starb vor 50 Jahren, am 16. Mai 1961. Heute lockt das älteste deutsche Freilichtmuseum jährlich 250 000 Besucher aus dem In- und Ausland an und ist somit ein wichtiger Faktor im kulturellen und wirtschaftlichen Leben Cloppenburgs geworden. Auf das heutige wissenschaftliche Niveau hat Heinrich Ottenjanns Sohn und Nachfolger im Amt des Museumsdirektors, Prof. Dr. Helmut Ottenjann, der leider im Oktober letzten Jahres verstorben ist und im Mai 2011 seinen 80. Geburtstag hätte feiern können, die Einrichtung geführt.

Heinrich Ottenjann hat seinen Traum von einem Freilichtmuseum in Cloppenburg in schwierigen Zeiten verwirklicht: 1934 durch Unterstützung der nationalsozialistischen Machthaber in Oldenburg. Aber entgegen deren Absicht, die neu gegründete Einrichtung für die konstruierte Blut-und-Boden-Ideologie als germanische Siedlungs- und Thingstätte zu instrumentalisieren und zu missbrauchen, setzte Ottenjann seinen Grundsatz einer rein wissenschaftlichen Dokumentation und Präsentation historisch-bäuerlicher Kultur durch.

Heinrich Ottenjann hatte in Münster und Berlin klassische Philologie, Geschichte und Sport studiert und nach seiner Promotion die Stelle in Cloppenburg übernommen, wohin er auch nach seiner schweren Verwundung im Ersten Weltkrieg 1917 zurückkehrte. Mit seiner Frau Maria Hiltemann aus Cloppenburg, die er 1919 heiratete, hatte er drei Söhne und zwei Töchter.

Das dynamische Wirken von Dr. Heinrich Ottenjann gab der mitteleuropäischen Museumslandschaft entscheidende Impulse. Seine Heimatstadt Cloppenburg ehrte ihn 1956 mit dem Ehrenbürgerbrief, und 1959 erhielt er – als erster Oldenburger – das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Leise und innovativ

Architekt Wolfgang Sandfort (1911 – 1996)

Von Gregor Angelis

Lefferseck in Oldenburg mit dem Wahrzeichen der Stadt, dem Lappan. Aquarell von Wolfgang Sandfort, Privatbesitz. Foto: Foto Schmidt

Vor 100 Jahren, am 5. Januar 1911, wurde der Oldenburger Architekt Wolfgang Sandfort geboren. Jungen Architekten ist dieser Name kaum bekannt, ebenso unbekannt wie etwa die Namen Eilers, Meckseper, Boyken, Pfeiffer oder Biebel, die alle zur ersten Oldenburger Architekten-Generation nach dem Zweiten Weltkrieg zählen.

Wolfgang Sandfort. Foto: Reinhard Rittner

Die musikalisch ambitionierte Familie des in Lingen/Ems geborenen Sandfort gehörte zum Bildungsbürgertum der kleinen Stadt. Der Vater war Königlicher Landvermesser und spielte Cello, die Mutter war Konzertsängerin, der Bruder Ernst spielte Geige und Wolfgang selbst Klavier.

Nach der Volksschule besuchte er das Gymnasium in Lingen. Von 1931 bis 1932 war er Praktikant. Anschließend wurde er in die städtische Ingenieur-Akademie „Hindenburg-Polytechnikum Oldenburg“ – heute Fachhochschule – aufgenommen, wo er von 1932 bis 1934 Architektur studierte und mit der Note „sehr gut“ abschloss. Von 1934 bis 1940 war er als Angestellter im Büro des Regierungs-Baumeisters Dietrich Schelling tätig. Danach war er wie viele dieser Generation bis 1945 in der „Bauleitung des Reiches“ im Luftwaffen-Bauamt beschäftigt.

Nach dem Krieg machte er sich selbstständig und führte zusammen mit seinem Kollegen Fritz Eilers das Architekturbüro „Eilers und Sandfort“ in Oldenburg. Auf Grund der guten Bauten, die dieses junge Büro geplant und errichtet hatte, wurden beide 1952 in den „Bund Deutscher Architekten“ (BDA) als Mitglieder aufgenommen. In der Gemeinschaft mit Fritz Eilers hat das Büro eine große Anzahl von Bauten geplant und ausgeführt: Kirchliche Bauten (Kirchen, Gemeindezentren und Pfarrhäuser), Verwaltungsbauten (Büro- und Bankgebäude), Kliniken und Wohnhäuser (Einfamilien-, Reihen- und Mehrfamilienhäuser).

Exemplarisch seien hier genannt die Martin-Luther-Kirche mit Gemeindezentrum und Pfarrhaus in Oldenburg, das Verwaltungsgebäude der Landesversicherungs-Anstalt an der Huntestraße in Oldenburg und die Kurklinik in Bad Kissingen.

War der Sozius Fritz Eilers mehr der Mann, der auch die Außengeschäfte des Büros wahrnahm, so war Wolfgang Sandfort der leise, innovative Architekt, der überall und zu jeder Zeit mit Planungsaufgaben beschäftigt war. Auch die Bauleitung übernahm er, aber eben immer in seiner zurückhaltenden Art und Weise.

Im Jahre 1977, als das Büro seinen Sitz verlegte und neue Partner aufzunehmen gedachte, trennte sich Wolfgang Sandfort nach 32 Jahren von seinem langjährigen Partner Fritz Eilers und arbeitete in der Folge selbstständig im kleineren Rahmen. Diese Art der Arbeit lag ihm ohnehin mehr, ohne den großen Apparat und Verwaltungsaufwand für ein größeres Büro. Mit 66 Jahren begann so für ihn ein neuer Abschnitt seines beruflichen Lebens. Den Schwerpunkt seiner Arbeit bis zu seinem Tod im Jahre 1996 verlagerte er auf Konzeptentwicklungen für Wohnungsbau, Universitäten und Hochschulen und auf die Teilnahme an Wettbewerben.

Betrachtet man die Zeit, in der Wolfgang Sandfort studiert und in der er seine erste Berufstätigkeit ausgeübt hat, so muss man sich wundern, dass nichts von der nationalsozialistischen Zeit, die Kunst und Architektur in einen „völkischen Stil“ gepresst hatte, an ihm hängen geblieben ist. Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, welchen Spagat die Architekten, die vor dem Krieg studiert haben und in der braunen Ideologie von Blut und Boden unterrichtet wurden, haben machen müssen, um den Anschluss an die neue demokratische Baukultur zu erreichen. Bei Wolfgang Sandfort war der Übergang so selbstverständlich und so vollständig, als hätte es die Zeit vor 1945 nicht gegeben. Betrachtet man weiter sein berufliches Wirken, so muss man staunen, welche Feinfühligkeit, Entschiedenheit in der Gestaltung und Konsequenz seine Arbeit aufweist.

Spricht man über das berufliche Leben von Wolfgang Sandfort als Architekten, so darf man dabei die künstlerische, musische Seite nicht außer Acht lassen. Unzählige Freihandzeichnungen und sehr schöne stimmungsvolle Aquarelle zeugen von einem sensiblen, feinfühligen und zurückhaltenden Mann, der lieber mit Stift und Pinsel und auch mit Tönen sprach als mit großen Worten.

Die umfangreiche Korrespondenz mit der Famous Artists School in Amsterdam bezeugt sein hohes künstlerisches Niveau und seine selbstständige Persönlichkeit. Wir heute in Oldenburg Lebenden verdanken ihm einige unser Stadtbild prägende Bauten.

Charmante zwei Tonnen

Stahlplastik von Peter Rüwe

Von Reinhard Rakow

Eine Attraktion in Löningen, die Stahlplastik von Peter Rüwe. Fotos: Reinhard Rakow

Löningen ist um eine Attraktion reicher. Seit Anfang Oktober ist sie mitten im Zentrum der Stadt zu besichtigen, auf dem Kirchplatz, zwischen St.-Vitus-Kirche und den Geschäftshäusern der Langenstraße: ein Kunstwerk, unübersehbar, da monumental, eine Stahlplastik des Löninger Künstlers Peter Rüwe, benannt „Mann mit Schaf“. Bereits 2006 hatte Rüwe, 1955 in Löningen geboren und nach dem Studium an der HfK Bremen seit fast 30 Jahren freischaffend tätig, mit seinem „Wissenskrieger“, einem 80 Quadratmeter großen Wandbild auf einer Löninger Außenfassade, für Aufsehen gesorgt.

Spektakulär ist auch seine neue Arbeit geraten. Ihre besondere Attraktivität als Kunstwerk im öffentlichen Raum bezieht sie nicht nur aus ihrer Größe oder ihrer „merkwürdig“ geratenen äußeren Erscheinung. Es ist eine Vielzahl schon für sich reizvoller, in ihrer Summe indes staunenswert origineller Detaillösungen, die die Zuwendung des Betrachters gefangen nimmt. So handelt es sich bei der „Plastik“ eigentlich um eine aufrecht montierte Stahlplatte, deren beide Sichtseiten verzinkt, grundiert und vom Künstler bemalt wurden. Gebrochen wird das „Doppelgemälde“ zum einen durch Mehrfachfalzung, zum anderen durch Segmentierung in Scherenschnittart.

Mit der Höhe von exakt 5,55 Metern hat Rüwe seinem Werk den Verweis auf den Bremer „Roland“ eingeschrieben. Blitzt hier etwa eine freiheitlich-emanzipatorische Attitüde auf? Die Positionierung auf der Grenze zwischen kommunalem und kirchlichem Grund mag dafür sprechen. Jedenfalls erlaubt die durch die Ausschnitte erreichte „Durchsehbarkeit“ dem Betrachter je nach Blickrichtung eine Sicht auf die jeweils andere (profane/sakrale) Welt.

Peter Rüwe.

Von der schweren Last der Bild- und Ideen-Geschichte der Hirtenmotivik – vom alten Ägypten über die Antike bis hin zu Picasso und Lüpertz – befreit Rüwe sich und seinen „Mann mit Schaf“, indem er diesem das Schaf von den Schultern, aus den Armen nimmt. Rüwes Schaf wird weder zurück zur Herde getragen noch zur Opferung geschleppt. Es steht, herausragend aus dem Herdendasein, aufrecht. Was will uns das sagen? Und was dieses: Der Mensch reicht dem Tier quasi die Hand, fast zärtlich wirkt die umfangende Geste.

Beim Blick zur Vitus-Kirche hin begegnet uns ein junger Mann, beim Blick zu den Geschäften hin ein gealterter. Beide Gestalten und das Arsenal ihnen beigesellter Zeichen mit vorwiegend floralem Charakter hat Rüwe sehr frei, mit kühner, kraftvoller Linie auf die „Leinwände“ gebannt. Es handelt sich um Malerei auf der Höhe unserer Zeit, authentisch und souverän, die dennoch ihre Wurzeln nicht leugnet: hier ein Schatten, nach Dürer-Art schraffiert, dort das Profil von Michelangelos David. Freilich hat Rüwes „Löninger David“ den Wurfstein nicht nötig. Ein freundlicher David. Charmante zwei Tonnen Stahl, luftig koloriert im positiven Dreiklang von Sonne, Luft, Sand.

So wird Rüwes Plastik den Anforderungen vieler Stadtväter an „Kunst im öffentlichen Raum“ fast schon idealtypisch gerecht: Sie gefällt, ohne glatt zu sein, sie verzichtet auf platte Provokation und evoziert doch Aufmerksamkeit und Auseinandersetzung. Und sie ist intelligent auf eine leichte, nicht anstrengende Weise. Wie viel gibt es zu entdecken und zu bereden im Angesicht eines solchen Kunstwerks! Zum Beispiel auch, dass Kunst und Kultur gerade dort ihren Raum haben, wo Menschen sie nicht erwarten. Außerhalb der Elfenbeintürme, draußen, „vor Ort“, wo jeder ihnen begegnen kann, wo jeder sich mit ihnen auseinandersetzen muss.

Genau so befördert man Gespräche, belebt man Städte, steigert man ihre Bekanntheit! Dass die hier Verantwortlichen und ihre Förderer dies erkannt und konsequent umgesetzt haben, ist – zumal in Zeiten wie diesen – ein Mut machendes Unterfangen, zur Nachahmung wärmstens empfohlen.

Der schlesische Portrait-, Historien- und Kirchenmaler **Paul Stankiewicz** (1834 – 1897) fertigte 1872 für die Elisabethkirche, die heutige Christus- und Garnisonkirche, in Wilhelmshaven das Bild „Die Auferstehung Christi“, das Kaiser Wilhelm I. der Kirche zur Einweihung schenkte. Dieses Bild veranlasste **Brigitte Bulla**, sich mit Leben und Werk des vergessenen Künstlers zu beschäftigen, der zahlreiche Auftragsbilder für die Kirche und das Kaiserhaus malte. Vier Jahre lang bereiste sie mehrere europäische Orte auf der Suche nach Spuren des Malers Stankiewicz. Durch Archivrecherchen und ein wachsendes Kontaktnetzwerk konnte sie das Leben des Malers und den Verbleib seiner Gemälde rekonstruieren. Sein 1881 geschaffenes Portrait des Prinzen Heinrich von Preußen, Bruder Kaiser Wilhelms II., als Unterleutnant findet sich heute im Schiffahrtsmuseum Bremerhaven. 1889 schuf er ein Bild Wilhelms II. für die Stadt Emden, das noch heute im Bestand des Ostfriesischen Landesmuseums Emden ist. Als Ergebnis ihrer Forschungen veröffentlichte Brigitte Bulla im vergangenen Jahr ihr Buch „Auf den Spuren von Paul Stankiewicz“, das am 11. Juni 2010 in der Propsteikirche St. Peter und Paul in Potsdam vorgestellt wurde und eine spannende Darstellung ihrer Studien ist. Auf der Jahreshauptversammlung der Gesellschaft für Wilhelminische Studien am 17. Februar 2010 in Wilhelmshaven erhielt sie für ihre Forschungen die Ehrennadel der Oldenburgischen Landschaft. Die Laudatio hielt Dr. Jens Graul, Kulturdezernent der Stadt Wilhelmshaven. – *Brigitte Bulla: Auf den Spuren von Paul Stankiewicz (1834 – 1897). Die Wiederentdeckung eines schlesischen Kirchen- und Historienmalers und Verlegers, Laumann Verlag, Dülmen 2010, 96 S., Abb., ISBN 978-3-89960-336-1, 18,90 Euro.*

Am 3. Dezember 2010 wurde im Schloss zu Jever das Buch „Ut mine Jungenstid“ mit Kindheitserinnerungen des Jeveraners **Albrecht Drost** (1816 – 1884) vorgestellt, das erstmals bereits 1881 erschien und nun von Werner Menke bearbeitet und erläutert wurde. Albrecht Drost schildert darin Begebenheiten aus den Jahren 1823 bis 1827, beschreibt das Leben in Jever zur Biedermeierzeit und charakterisiert die Menschen in der Kleinstadt samt ihren Eigenheiten. – *Albrecht Drost: Ut mine Jungenstid. Albrecht Drosts Erinnerungen an eine Kindheit in Jever zur Biedermeierzeit. Bearbeitet und mit einer Einführung versehen von Werner Menke. Nachdruck der Erstausgabe Oldenburg 1881. Herausgegeben vom Jeverländischen Altertums- und Heimatverein e.V. und der Oldenburgischen Landschaft, Verlag Hermann Lüers, Jever 2010, 104 S., ISBN 978-3-9813621-6-9, Preis: 14 Euro.*

Unter dem Titel **Wir leben hier in Kleinamerika** erschienen am 1. Dezember 2010 die Berichte zweier Reiseprediger der Inneren Mission, die in den Jahren 1868 und 1879 Wilhelmshaven und weitere Orte besucht haben. Die von Ursula Aljets und dem Arbeitskreis Banter Geschichte aufgearbeiteten Berichte vermitteln einen lebendigen Eindruck von den harten Arbeitsbedingungen beim Kriegshafenbau in Wilhelmshaven und von der kirchlichen Situation in den besuchten Orten. – *Ursula Aljets und der Förderkreis Banter Geschichte: „Wir leben hier in Kleinamerika“. Zwei Reiseprediger der Inneren Mission besuchen 1868 und 1879 das Jadegebiet. Redaktion: Jörgen Welp (Vorträge der Oldenburgischen Landschaft, Heft 45), Isensee Verlag, Oldenburg 2010, 64 S., Abb., ISBN 978-3-89995-755-6, Preis: 6,80 Euro.*

Der Nordsee-Liebhaber Wolfgang Stelljes blickt tief in die Teetasse: In seinen abwechslungsreichen Reportagen führt er in die Seele Ostfrieslands. Er besucht eine Tee-Akademie, lässt sich mit Grünkohl verwöhnen, geht an Bord eines Seenotkreuzers, ergründet die sensible Psyche des Deichschafs und lässt den Leser bei einer Partie „Boßeln“ mitzittern. – *Wolfgang Stelljes, Lesereise Nordseeküste. An der Waterkant zwischen Ems und Elbe, Picus Verlag, Wien 2010, geb., 123 S., ISBN 978-3-85452-981-1, Preis: 14,90 Euro.*

Wer hat's erfunden? Ein Westersteder

Borwin Bandelow schrieb die ersten Ostfriesenwitze auf

Borwin Bandelow, heute Professor für Psychiatrie und Psychotherapie an der Universität Göttingen und international anerkannter Experte für Angsterkrankungen, war Ende der 60er-Jahre Primaner am Gymnasium im ammerländischen Westerstede. In der Schülerzeitung „Trompeter“ verhohnepiepelte er mit Vorliebe den „Homo ostfrisiensis“ – der Ostfriesenwitz war geboren, zog immer weitere Kreise und beschäftigte selbst ernstzunehmende Humorforscher.

Sie gelten als Erfinder der Ostfriesenwitze ...
Borwin Bandelow: Das fing so an, dass wir mal eine Klassenfahrt nach Berlin hatten. Und da waren in einem Zimmer auch mehrere Ostfriesen dabei. Da haben wir angefangen, über Ostfriesen Witze zu machen, aber zusammen mit diesen Ostfriesen. Das sind nämlich von Natur aus sehr witzige Menschen. Die waren ganz vornan beim Ausdenken dieser Geschichten, und ich war dann derjenige, der diese Geschichten niedergeschrieben hat, in der Schülerzeitung. Daraus soll sich das entwickelt haben. Man sagt, es waren die Soldaten in der Region, die den ganzen Tag nichts anderes zu tun hatten, als sich neue Witze auszudenken. Die haben das dann weitergesponnen.

Das ist ja eine richtige Welle geworden. Viele dieser Witze haben ein einfaches Frage-Antwort-Muster ...
Ja, die waren auch ursprünglich schon mal für andere Volksgruppen, für Polen, Siebenbürger oder Belgier, ausgedacht worden und wurden einfach nur ein bisschen umformuliert. Damit hatten wir dann nichts mehr zu tun.

Haben Sie denn die Entwicklung manchmal auch mit Sorge gesehen?
Nein, überhaupt nicht. Mir hat mal der Kurdirektor von Esens-Bensersiel gesagt: Sie haben der ganzen Region zu Arbeit und Brot verholfen. Obwohl ich das jetzt nicht glaube, aber ich denke schon, jeder kennt heute Ostfriesland, auch wegen der Witze. Früher war Ostfriesland ein sehr armes Land, die Leute waren häufig arbeitslos. Heute sieht es völlig anders aus. Es ist ein beliebtes Touristenziel. Ich weiß nicht, ob die Witze dazu beigetragen haben, ich hoffe es ein bisschen. Es hat den Ostfriesen jedenfalls nicht geschadet.

Heute sind Sie Psychiater und Psychotherapeut. Gibt's da einen Zusammenhang mit den Ostfriesenwitzen?
Ich glaube nicht. Es gibt aber Leute, die haben sich über die Psychoanalyse des Witzes Gedanken gemacht.

Da gab es ja auch einen ganz bekannten: Freud.
Freud hat gesagt, dass man in Witzen seine Phantasien auslebt, die man auf andere Weise nicht ausleben kann. Da ist was Wahres dran. Es gibt dieses Belohnungssystem im Gehirn, wo wir positive Dinge empfinden, und ein Angstsystem, und diese beiden sind Gegenspieler. Und wenn wir dieses Belohnungssystem fördern, zum Beispiel indem wir lachen, dann werden Endorphine und Dopamin ausgeschüttet und das bekämpft das Angstsystem. Wenn man sich über Sachen lustig macht, die einem eigentlich Angst machen, dann ist das auch eine Art, damit umzugehen.

Borwin Bandelow.
Foto: Wolfgang Stelljes

Hatten Sie denn Angst vor den Ostfriesen?
(lacht) Nein, überhaupt nicht. Wir hatten absolut nichts gegen Ostfriesen, meine besten Freunde waren welche. Wir haben in einem Ort gelebt, der nur ein paar Kilometer von Ostfriesland entfernt ist. Es gibt da zwar einen alten Streit zwischen Ammerländern und Ostfriesen, aber das war große Politik. Ammerländer und Ostfriesen streiten sich heute sportlich, beim Klootschießen und Boßeln.

Und wenn Sie heute als Psychiater die Ostfriesenwitze einordnen sollten...
Die meisten Ostfriesenwitze, die so kursieren, finde ich eigentlich ziemlich dümmlich und teilweise auch unter der Gürtellinie. Aber es gibt auch subtile, die ganz nett sind.

Und Ihr Lieblings-Ostfriesenwitz?
Also ich bin ganz schlecht im Witzeerzählen...
Einen ...
Da treffen sich jeden Monat auf dem Dorfplatz in einem kleinen ostfriesischen Ort alle Mitbürger, und der Bürgermeister steht vor einem großen Tisch, auf dem ist ein Tuch über einen Gegenstand gedeckt. Und dann zieht er das Tuch weg und da steht ein Fernseher. Und wer zuerst ‚Fernseher‘ sagt, der ist Ostfriese des Monats. Nächsten Monat: wieder alle da, der Bürgermeister zieht das Tuch weg und dann steht da ein Toaster. Sagt einer ‚Toaster‘ – Ostfriese des Monats. Noch einen Monat später, ganz großes Tuch, der Bürgermeister zieht es weg, und dann ist da – jetzt hab ichs vergessen, wie heißt so ein Fahrrad, auf dem zwei Leute sitzen können ...
... Tandem ...
Gratuliere. Ostfriese des Monats.

Das Gespräch führte Wolfgang Stelljes

Willi Rolfes wurde 1964 im oldenburgischen Lohne geboren. Der Vater von drei Kindern lebt mit seiner Familie am Rande des Großen Moores in Vechta. Von Beruf ist Rolfes Diplom-Sozialpädagoge und arbeitet als geschäftsführender Direktor der Katholischen Akademie Stapelfeld.

Seit 1981 konzentriert sich der begeisterte Naturfotograf auf die Vielfalt der norddeutschen Landschaftsformen mit ihrer Flora und Fauna.

Willi Rolfes ist Mitglied der »Gesellschaft Deutscher Tierfotografen« (GDT).

*kultur*land
1|11

So schön ist das Oldenburger Land

Foto: Willi Rolfes

Kirschblüte im Oldenburger Münsterland. Die Kirschblüte ist von altersher Thema von Gedichten und Liedern, insbesondere in Japan. Eines der volkstümlichsten japanischen Lieder hat den Titel „Sakura“ (Kirschblüte): Sakura, Sakura ,/ in den Feldern und Hügeln und den Dörfern / So weit das Auge reicht. / Wie Nebel, wie Wolken. / Duftend und glänzend in der aufgehenden Sonne, / Sakura, Sakura / Die Blütezeit. / Sakura, Sakura, / der Frühlingshimmel / So weit das Auge reicht. / Wie Nebel, wie Wolken. / Der Duft und die Farben, / gehen wir, gehen wir / Uns am Anblick erfreuen.

Am 12. November 2010 wurde **Martin Schumacher** (siehe Foto) als Dezernent für Kultur, Schule und Sport der Stadt Oldenburg verabschiedet. Er bekleidete das Amt seit 2004 und wechselte zum 1. Dezember 2010 in gleicher Position zur Stadt Bonn.

Martin Schumacher. Foto: Kulturamt Stadt Bonn

Marius Eriksen. Foto: privat

Bernard Kühling. Foto: Foto Kokenge

Dr. Dieter Rüdebusch. Foto: privat

Seit 28. September 2010 ist der Oldenburger Gastronom **Wilfried Fey** (Ratskeller) neuer 1. Vorsitzender des **Dehoga-Stadtverbandes Oldenburg**. Sein Vorgänger Gustav Wehen (ehemals Krückeberg/Scala) hatte nach 25 Jahren nicht wieder kandidiert.

Am 6. November 2010 wählten die Mitglieder des **Vereins für Heimatkunde im Landkreis Birkenfeld e.V.** auf ihrer Jahreshauptversammlung in Fohren-Linden den designierten Landrat **Dr. Matthias Schneider** zum neuen 1. Vorsitzenden. Der bisherige 1. Vorsitzende, Landrat **Axel Redmer,** hatte nicht wieder kandidiert.

Am 12. November 2010 hat der Wissenschaftsrat, das wichtigste Beratungsgremium des Bundes und der Länder in Deutschland, dem deutsch-niederländischen Gemeinschaftsprojekt der **European Medical School Oldenburg-Groningen** zugestimmt. Damit kann in Deutschland erstmalig grenzüberschreitend eine Medizinerausbildung mit Bachelor- und Masterabschluss in den Niederlanden (Groningen) und in Deutschland (Oldenburg) angeboten werden. An der klinischen Universitätsausbildung sind das Evangelische Krankenhaus, das Klinikum und das Pius-Hospital in Oldenburg und die Karl-Jaspers-Klinik in Wehnen beteiligt.

Am 16. November 2010 starb der Oldenburger Unternehmer und Solarenergiepionier **Marius Eriksen** (siehe Foto) im Alter von 75 Jahren.

Am 16. November 2010 verlieh die Stadt Oldenburg den **Olly**, ihren Preis für familienfreundliche Unternehmen in Oldenburg, in der Kategorie „Große Unternehmen" an die **Landessparkasse zu Oldenburg** und in der Kategorie „Kleine und mittlere Unternehmen" an die **Firmengruppe Eriksen.**

Am 4. Dezember 2010 starb **Bernard Kühling** (siehe Foto), Ehrenbürger und ehemaliger Bürgermeister der Stadt Vechta, im Alter von 84 Jahren.

Am 19. November 2010 starb im Alter von 73 Jahren unser Mitglied **Josef Kühling**, ehemaliger Stellvertretender Bürgermeister der Stadt Cloppenburg.

Am 27. November 2010 feierte der gebürtige Delmenhorster Historiker und Leitende Regierungsschuldirektor a. D. **Dr. Dieter Rüdebusch** (siehe Foto), Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft, in Lüneburg seinen 70. Geburtstag.

Das Niedersächsische Ministerium für Wissenschaft und Kultur hat das Jazzquintett **News from the North** mit dem 20-jährigen Friesoyther Schlagzeuger **Fabian Arends** am 13. November 2010 mit dem Praetorius-Musikpreis in der Kategorie Förderpreis ausgezeichnet.

Am 16. November starb im Alter von 89 Jahren der Vareler Unternehmer **Karl Günter Schwarting.** Von 1945 bis 1984 leitete er die 2009 geschlossenen Klinkerwerke Carl Schwarting in Borgstede.

Die Niedersächsische Sparkassenstiftung zeichnete den **Hof Alt-Ipwege** (Gemeinde Rastede) am 16. November 2010 mit dem Preis für Denkmalpflege aus. Seit 1992 bemüht sich die Hofeigentümerin **Gerda Köster-Hadeler** um eine denkmalgerechte Instandsetzung der Hofanlage.

Der Reeder **Niels Stolberg**, Gründer und geschäftsführender Gesellschafter der Beluga Shipping GmbH, erhielt am 26. November 2010 die Ehrenbürgerwürde der Stadt Elsfleth. Er hat sich große Verdienste um den Ausbau Elsfleths als seemännischen Ausbildungsstandort erworben und den im Bau befindlichen Maritimen Campus mit erheblichen Mitteln gefördert. Die Ehrung fand im Rahmen des 32. Nautischen Essens des Nautischen Vereins Niedersachsen in Elsfleth statt, das Kapitän Horst Werner Janssen jedes Jahr als Gastgeber veranstaltet.

Der **Kunst- und Kulturkreis Rastede** feierte am 11. Dezember 2010 sein 30-jähriges Bestehen. Die Festrede hielt **Dr. Friedrich Scheele,** Direktor des Amtes für Museen, Sammlungen und Kunsthäuser der Stadt Oldenburg.

Am 15. Dezember 2010 vollendete Archivoberrat a. D. **Dr. phil. Harald Schieckel**, Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Landes- und Regionalgeschichte und Träger der Landschaftsmedaille der Oldenburgischen Landschaft, sein 90. Lebensjahr.

Vor 200 Jahren **annektierte das Kaiserreich Frankreich** unter Napoleon I. das Herzogtum Oldenburg. Am 13. Dezember 1810 verkündigte das französische Senatskonsult, dass das Königreich Holland, die Hansestädte und alle Länder zwischen dem Nordrhein und einer am Rhein beginnenden Linie, die bei Travemünde an der Ostsee endete, von nun an zum Kaiserreich Frankreich gehören sollten. Am 26. Februar 1811 verließen Herzog Peter Friedrich Ludwig und Erbprinz Paul Friedrich August von Oldenburg das Herzogtum und begaben sich ins Exil nach Russland. Am 28. Februar 1811 verlas der französische Besitznahmekommissar Keverberg in der Oldenburger Lambertikirche die kaiserliche Deklaration Napoleons zur Inbesitznahme. Seit dem 4. Juli 1811 galten in Oldenburg die französische Verfassung und französisches Recht.

Napoleon I.: Kupfermedaille von Bertrand Andrieu (Vs.) und George (Rs.) auf die Besetzung Hamburgs im Jahre 1806. Fotos: Jörgen Welp

Christian Gerdes. Foto: BMO

Heinrich Timmerevers. Foto: BMO

Der Dipl.-Theologe und Kirchenrechtler **Christian Gerdes** (siehe Foto) aus Lohne-Kroge wurde am 1. Dezember 2010 zum Offizialatsrat ernannt und übernahm die Leitung der Fachstelle Kirchenrecht im Bischöflich Münsterschen Offizialat Vechta.

Weihbischof **Heinrich Timmerevers** (siehe Foto) wurde am 12. Dezember 2010 im Rahmen eines Vespergottesdienstes in Münster als Residierender Domkapitular des Münsterschen Domkapitels eingeführt.

Der Heimatbund für niederdeutsche Kultur **„De Spieker"** zeichnete am 7. Dezember 2010 in Kayhausen (Bad Zwischenahn) vier Grundschulen als **„Plattdüütsch School 2010"** aus. Es handelt sich um die **Grundschule Moorriem** (Kreis Wesermarsch), die Verlässliche Grundschule Habbrügge (Kreis Oldenburg), die **Katholische Grundschule Garrel** (Kreis Cloppenburg) und die **Grundschule Elmendorf/Aschhausen** (Kreis Ammerland). Der Wettbewerb fand in diesem Jahr zum ersten Mal statt. Gewürdigt wurden insbesondere die dauerhafte Vielfalt bei der Vermittlung des Plattdeutschen und die pädagogisch und didaktisch sinnvolle Förderung des Erwerbs und der Pflege des Plattdeutschen im Schulalltag.

Der Historiker und Pädagoge **Dr. Jürgen Kessel,** 1. Vorsitzender des Heimat- und Verschönerungsvereins Oldenburgische Schweiz (Damme) und Leiter der Arbeitsgemeinschaft Heimat- und Bürgervereine in der Oldenburgischen Landschaft, erhielt am 7. Dezember 2010 den Dammer Kulturpreis.

Am 12. Dezember 2010 startete die neue **Regio-S-Bahn Bremen/Niedersachsen** mit den drei Strecken Bremerhaven-Bremen-Twistringen, Bremen-Oldenburg-Bad Zwischenahn und Nordenham-Bremen. Betreiberin ist die NordWestBahn GmbH mit Sitz in Osnabrück.

Am 15. Dezember 2010 ist in der Vertretung des Landes Niedersachsen in Berlin die Skulptur **„Ein Pferd für Berlin"** in Anwesenheit des niedersächsischen Ministerpräsidenten David McAllister eingeweiht worden. Die Pferdeskulptur des in Steinfeld (Landkreis Vechta) lebenden Künstlers **David Beavan** zeigt eine Reihe niedersächsischer Motive. Für das Oldenburger Land stehen das Oldenburger Schloss, das Wappen der Stadt Oldenburg und das Horst-Janssen-Museum in Oldenburg.

Am 18. Dezember 2010 starb die Künstlerin **Carla Zierenberg** im Alter von 93 Jahren. Sie wurde 1917 in Kiel geboren, wuchs in Nordenham auf, studierte in Jena Medizin und Kunstgeschichte, arbeitete als Kunsterzieherin an Gymnasien in Nordrhein-Westfalen, lebte seit 1970 in Ostfriesland und organisierte dort die „Harleausstellung" im Raum Wittmund. 1997 schenkte sie dem Stadtmuseum Oldenburg 300 ihrer Zeichnungen, Aquarelle, Ölbilder und Gouachen.

Am 30. Dezember 2010 starb **Rolf Cordes**, früherer Präsident des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland, Mitbegründer und Ehrenvorsitzender des Heimatvereins Langförden und ehemaliges Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft, im Alter von 84 Jahren.

Der scheidende Präsident der Oldenburgischen Industrie- und Handelskammer (IHK), **Dr. Karl Harms**, wurde beim Neujahrsempfang der IHK am 12. Januar 2011 von Ministerpräsident David McAllister mit dem Verdienstkreuz 1. Klasse des Niedersächsischen Verdienstordens ausgezeichnet.

Ministerpräsident David McAllister und Dr. Karl Harms (von links). Foto: Andreas Burmann

Die bislang eigenständigen **Feuerwehrschulen** in Loy (Gemeinde Rastede) und Celle sind zum 31. Dezember 2010 formell aufgelöst worden und firmieren seitdem unter dem Namen **Niedersächsische Akademie für Brand- und Katastrophenschutz** (NABK) mit den Standorten Loy und Celle.

Das vom Heimatbund für das Oldenburger Münsterland initiierte **Schulportal Oldenburger Münsterland** ging am 10. Dezember 2010 online. Es ist im Internet erreichbar unter www.schulportal-om.de

Präsentation der neuen Internetseite des Heimatbundes mit Sponsoren. Von links: Michael Brandt (Landschaft), Lars Fahrenholz (HFC Internet GmbH), Hartmut Frerichs (Präsident des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland), Jörg Heiduk (Kulturstiftung der Öffentlichen Versicherungen Oldenburg), Gabriele Henneberg (wiss. Mitarbeiterin des Heimatbundes), Edmund Sassen (LzO Cloppenburg), Monika Deeken, (Regionale Stiftung der LzO), Hermann Gaschemann (LzO Vechta), Alfred Müller (LzO Damme), Engelbert Beckermann (Heimatbund-Geschäftsführer). Foto: Andreas Kathe

Neuer Geschäftsführer des **Verbundes Oldenburger Münsterland** ist seit 1. Januar 2011 **Rudi Hockmann**. Er trat die Nachfolge von **Stefan Ortmann** an, der bereits zum 1. August 2010 als Leiter des Geschäftsbereiches Landwirtschaft an die in Oldenburg ansässige Landwirtschaftskammer Niedersachsen wechselte.

In Zusammenarbeit mit der Kunstschule Klex ist im Januar 2011 die **Stiftung Kunsthaus Oldenburg** unter Vorsitz von Ingeborg Hecker gegründet worden. Die Stiftung will junge Künstler nach Oldenburg holen und Projekte für den künstlerischen Nachwuchs fördern. Im Oldenburger Bahnhofsviertel soll ein Kunsthaus mit mehreren Ateliers für Stipendiaten und heimische Künstler entstehen.

Am 11. Januar 2011 wurde **Sven Ambrosy**, Landrat des Landkreises Friesland, zum neuen Vorsitzenden des **Bezirksverbandes Oldenburg** gewählt. Er tritt beim Bezirksverband die Nachfolge von Frank Eger, Landrat des Landkreises Oldenburg an, der dieses Amt seit 2003 innehatte und wegen erheblicher Arbeitsbelastung zurücktrat.

Am 16. Januar 2011 jährte sich die **Antoniflut** zum 500. Mal. Diese schwere Sturmflut an der Nordsee führte 1511 zu erheblichen Landverlusten im Dollart, im Jadebusen und zwischen Jade und Weser. Der Dollart und der Jadebusen erreichten ihre größte Ausdehnung. Das Kirchspiel Bant (auf heutigem Wilhelmshavener Stadtgebiet) wurde vernichtet, Arngast zu einer Insel im Jadebusen, zwischen Jade und Weser entstand ein Durchbruch.

Am 18. Februar 2011 feierte **Siegfried Wagner**, früheres Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft, Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Niederdeutsche Sprache und Literatur und langjähriger Leiter der Fortbildungskurse „Plattdeutsch in der Schule", seinen 85. Geburtstag.

Plötzlich ist sie da: Die Idee zum Projekt ...

Seminar zur Antragstellung im Kulturbereich

Dieter Hinrichs. *Foto: Gerlinde Domininghaus*

Im September letzten Jahres wurde von der Oldenburgischen Landschaft ein Seminar zur Antragstellung im Kulturbereich angeboten. Das zunächst für einen Samstag angebotene Seminar musste aufgrund der großen Resonanz und Nachfrage auf zwei Samstage ausgeweitet werden. Wir konnten insgesamt 65 Teilnehmer/innen begrüßen. Referent war Dieter Hinrichs*

Unter der Überschrift „Plötzlich ist sie da: Die Idee zum Projekt ...“ ging es um folgende Fragen: Wie schreibe ich einen Antrag, damit Entscheidungsträger vom Vorhaben überzeugt werden können? Worauf muss ich dabei achten, wie viel Text und Informationen sind notwendig? Wann wird es zu viel? Antrags„lyrik“ oder konkrete Beschreibung? Was wollen die Menschen wissen, die über einen Antrag entscheiden? Was gehört in einen Antrag hinein, was soll ich weglassen? Wie sieht eine schlüssige Kosten- und Finanzierungsplanung aus?

Anhand von Erläuterungen wurden praktische Hilfestellungen zur Formulierung von Anträgen gegeben. Nach Abschluss des Seminars gab es viel Lob und Dank für den Referenten.

Eine textliche Dokumentation zum Seminar kann über die Oldenburgische Landschaft bezogen werden:
E-Mail: remmers@oldenburgische-landschaft.de,
Tel. 0441 / 779 18 26.

**Dieter Hinrichs ist Mitglied der Förderkommission der Oldenburgischen Landschaft und freier Theatermacher, Schauspieler und Regisseur mit eigenem Theater, dem theater hof/19 in Oldenburg. Er hat über zwölf Jahre maßgeblich den Auf- und Ausbau eines soziokulturellen Zentrums mitgestaltet. Seit 1991 ist er als Kulturberater der Landesarbeitsgemeinschaft Soziokultur Niedersachsen e.V. (Lags) tätig.*

Jahresbericht 2010 im Internet

Als Mitglieder der Oldenburgischen Landschaft waren Sie es gewohnt, dass jeweils zur Landschaftsversammlung im Frühjahr der gedruckte Jahresbericht vorgelegt wurde. In dieser Form wird der Jahresbericht künftig nicht mehr erscheinen. Den Jahresrückblick, die Berichte der Arbeitsgemeinschaften und Fachgruppen sowie die Darstellung der Fördertätigkeit der Oldenburgischen Landschaft finden Sie ab sofort und ganz aktuell auf der Homepage der Oldenburgischen Landschaft unter ***www.oldenburgische-landschaft.de***. Diese neue Form der Veröffentlichung hat nicht nur den Vorteil der größeren Aktualität, sondern spart auch finanzielle Ressourcen und ist gleichzeitig ein aktiver Beitrag zum Umweltschutz. *kultur*land oldenburg informiert Sie in jeder Ausgabe über Neuigkeiten aus der Oldenburgischen Landschaft.

Hanna Remmers bearbeitet die Anträge für die Regionale Kulturförderung. *Foto: Gerlinde Domininghaus*

Im Jahr 2010 wurden der Oldenburgischen Landschaft vom Ministerium für Wissenschaft und Kultur für die Regionale Kulturförderung rund 317.000 Euro zur Verfügung gestellt.

Diese Mittel wurden von uns an Kulturschaffende im Oldenburger Land weitergegeben. 135 Anträge wurden eingereicht, 80 Anträge wurden positiv beschieden, das entspricht einer Quote von knapp 60 Prozent.

Darüber hinaus hat die Oldenburgische Landschaft im Jahr 2010 weitere rund 37.000 Euro aus eigenen Mitteln an 38 kleinere Kulturprojekte im Oldenburger Land vergeben. Abgelehnt werden mussten 35 Projektanträge.

Die Voraussetzungen, Verfahrensweisen, Förderrichtlinien und Fristen für eine Antragstellung sind auf unserer Internetseite www.oldenburgische-landschaft.de, Stichwort „Fördermöglichkeiten“, nachzulesen.

Moulis

Ein Flaschenreigen

VON KLAUS MODICK

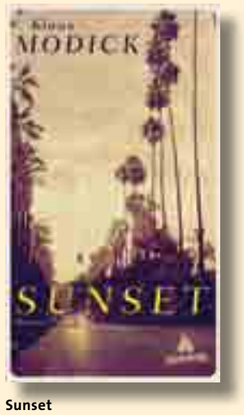
Klaus Modick wurde 1951 in Oldenburg geboren. Seit 1984 ist er freier Schriftsteller und lebt in Oldenburg. Modick veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichtbände. Für sein umfangreiches literarisches Schaffen erhielt er mehrere Preise und Auszeichnungen, unter anderem 1990/91 den Rom-Preis der Villa Massimo und den Bettina-von-Arnim-Preis. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** schreibt Klaus Modick jeweils unter der Rubrik „Zum guten Schluß“ eine Kolumne.
Foto: Peter Kreier

Der Dichter Anton A. hatte es sich zum Prinzip gemacht, nur solche Dinge zu verschenken, die er sich insgeheim selbst wünschte, die für sich selbst zu kaufen er aber zu bescheiden, manche meinten auch: zu geizig war. So schenkte er beispielsweise seinem Freund Bernd B. zum fünfzigsten Geburtstag eine Flasche fünfzigjährigen Moulis Grand Cru, dessen Jahrgang in elegantem Understatement so klein auf das unscheinbare Etikett gedruckt war, dass man die Zahl ohne Brille kaum erkennen konnte.

Bernd B. erkannte den Jahrgang sehr wohl, und weil er wusste, dass man im Wein nur das schmeckt, was man über ihn weiss, legte er die Flasche im Keller ins gut sortierte Weinregal, um sie später, bei passender Gelegenheit, auf den Tisch zu bringen. Einen Monat später, Bernd B. befand sich auf einer Geschäftsreise im Ausland, bekam seine Frau Beate so kurzfristig eine Einladung zum Abendessen bei einem befreundeten Ehepaar, dass keine Zeit blieb, ein passendes Mitbringsel zu besorgen. Beate B., die wenig bis nichts von Wein verstand, lief in den Keller und griff sich, ohne zu ahnen, dass es die beste war, die erste Flasche im Regal – und so gelangte der Moulis an Claus und Christiane C.

Claus C. hätte ihn durchaus gern und bald getrunken, hätte der Arzt ihm nicht dringend geraten, seinen Alkoholkonsum einzuschränken, und Christiane C. trank wegen einer milden Tanninallergie ausschließlich Weiß- und Schaumweine. Der Moulis verlor sich also einige Wochen in der Hausbar neben jenen anderen Getränken, die sich als Geschenke in solche Bars zu verirren pflegen, ohne je angerührt zu werden – Pfefferminzlikör etwa, Heidelbeerwein. Lufthansacocktail oder biodynamischer Rhabarberaperitif. Als bald darauf Christiane C.s beste Freundin Dagmar D. ihr fünfundzwanzigstes Dienstjubiläum feierte, wurde der Moulis kurzerhand an sie weitergereicht.

Dagmar D. empfand das Geschenk ahnungslos, wenn auch nicht ganz unzutreffend, als eine der üblichen Sticheleien, die das Verhältnis zwischen ihr und Christiane C. würzten – man-



Sunset

Roman von Klaus Modick, Eichborn Verlag (März 2011), 192 Seiten, 18,95 Euro, ISBN 9783821861173

Der neue Roman des international bekannten Autors stellt Feuchtwanger und Brecht in ihrem kalifornischen Exil dar – es ist der Roam einer ungewöhnlichen Freundschaft.

Weltberühmt und wohlhabend, aber argwöhnisch beschattet von den Chargen der McCarthy-Ära, lebt Lion Feuchtwanger 1956 noch immer im kalifornischen Exil – der letzte der großen deutschen Emigranten. Als ihn an einem Augustmorgen die Nachricht vom plötzlichen Tod Bertolt Brechts erreicht, ist er tief erschüttert. Er hatte Brechts Genie entdeckt, hatte ihn gefördert, war ihm eng verbunden gewesen.

In stummer Zwiesprache mit dem toten Freund ruft Feuchtwanger die Stationen dieser Freundschaft wach, ihren Beginn im München der Räterepublik, die literarischen Triumphe der Zwanzigerjahre, die Flucht und das Leben im Exil. Aus seinen Erinnerungen kristallisieren sich zugleich die Antriebsfedern des eigenen literarischen Schaffens heraus: die Trauer um die als Säugling verstorbene Tochter, seine Schuldgefühle und sein Ehrgeiz, die Traumata seiner Kindheit – und schließlich die Liebe und die Vergänglichkeit. Am Ende des Tages, als die Sonne im Stillen Ozean versinkt, ist der alte Feuchtwanger sich seiner Stärken und Schwächen hell bewusst und hat eine Bilanz des eigenen Lebens gezogen.

che meinten: vergifteten –: Nichts als eine verstaubte Pulle Wein, deren Etikett dazu noch ausgesprochen billig wirkte und vermutlich auch so wirken sollte. Lieblose Präsente dieser Art wurden von Dagmar D. im Laufe des Jahres gehortet, um sie dann Weihnachten an die Männer von der Müllabfuhr, die Zeitungsfrau, ihren Friseur oder andere „dienstbare Geister“ mit großer Nobelgeste zu verteilen.

Der Moulis traf Erwin E., den Postboten, der gerne Süßes bis höchstens Halbtrockenes mit möglichst bunten Etiketten trank, sich angewidert daran erinnerte, was für saures Zeug ihm Jahr für Jahr von Frau D. in die Hand gedrückt worden war und deshalb die Flasche umgehend für die Tombola der Post-Betriebsfeier stiftete.

Gewonnen wurde sie von Frauke F., der Gattin des Oberpostdirektors Florian F. Das Ehepaar führte ein gesundheitlich streng geregeltes Leben, ohne fleischliche Kost und selbstredend ohne Nikotin und Alkohol.

Somit gelangte der Moulis schon bald in die Hände des Oberstudienrats Gerd G., dem sich Frauke F. verpflichtet fühlte, weil er ihre Tochter bereits zwei Mal vorm Sitzenbleiben bewahrt hatte. Oberstudienrat G. war zwar durchaus peinlich berührt und wollte schon etwas von „Unbestechlichkeit“ murmeln, nahm die Flasche dann aber doch, nachdem sein unbestechlicher Blick die bemerkenswerte Jahreszahl erspäht hatte. Gerd G. verstaute die Kostbarkeit ordnungsgemäß im heimischen Weinregal in der Abstellkammer und gedachte, sie dort weitere fünfzehn Jahre lagern zu lassen, um sie dann zur Feier seiner Pensionierung zu verkosten.

Oberstudienrat G. hegte allerdings die Hoffnung, alsbald zum Fachseminarleiter ernannt und damit teilweise vom alltäglichen Schulstress erlöst zu werden, und als er zu einem Essen bei dem für Lehrerausbildung zuständigen Germanistikprofessor Heinrich H. geladen wurde, an dem auch sein Oberstudiendirektor teilnehmen würde, war Gerd G. klar, dass die erhoffte Ernennung bevorstand. Wer würde sich da lumpen lassen? Der unbestechliche Oberstudienrat Gerd G. jedenfalls nicht, und so kredenzte er seinem Gastgeber als Gegengabe den Moulis. Tatsächlich wurde die Ernennung an diesem Abend in Aussicht gestellt; des Weins hätte es gar nicht mehr bedurft, zumal Professor H. am Magen litt und nur temperiertes Bier trank.

Professor Heinrich H. seinerseits hatte bereits mehrfach in germanistischen Aufsätzen das Werk des Dichters Anton A. erforscht, was diesem nicht verborgen geblieben war, sodass er es eines Tages für geboten ansah, diesen nützlichen Eckermann zu sich zu laden. Da Professor H. aus den Schriften des Dichters wusste (oder jedenfalls interpretierend erschlossen hatte), dass Anton A. Rotweinkenner, zumindest aber -trinker war, brachte er dem Dichter zum Dinner die Flasche Moulis mit.

Anton A. musterte nachdenklich das Etikett, entzifferte mit Hilfe seiner Lesebrille den Jahrgang und machte sich wohl seinen Reim auf das Gastgeschenk, indem er die Flasche sogleich öffnete, dekantierte und mit der Bemerkung, man gönne sich ja sonst nichts, schließlich zum Käse ausschenkte.

Klaus Beilstein wurde 1938 in Delmenhorst geboren. Von 1959 bis 1963 studierte er an der Staatlichen Kunstschule in Bremen bei Jobst von Harsdorf. Als Maler und Zeichner hat er mit viel Humor das kulturelle Leben in Stadt und Land begleitet. Er lebt und arbeitet in Oldenburg. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** zeichnet er jeweils zur Kolumne von Klaus Modick.
Foto: Peter Kreier

Kultur fördern
Tradition pflegen
Natur schützen

Isensee Verlag, 26122 Oldenburg
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, Heft 7259

Unsere Dienstleistungen

Miethausverwaltung
(0441) 9708-114

Wohnungseigentums-
verwaltung
(0441) 9708-105

Wertermittlung
(0441) 9708-117

Maklertätigkeit
(0441) 9708-113

© STOCKWERK2

GSG Bauen & Wohnen in und um Oldenburg

Die GSG OLDENBURG ist seit vielen Jahrzehnten Ihre kompetente und verlässliche Partnerin rund um die Themen Bauen und Wohnen. Sie finden bei uns freundliche Fachleute, die sich mit der Vermietung von Wohnungen ebenso auskennen, wie etwa mit der Vermittlung und Verwaltung von Immobilien oder der Bauleitplanung.

GSG OLDENBURG · Straßburger Straße 8 · 26123 Oldenburg
Tel. (0441) 9708-0 · Fax (0441) 9708-163

www.gsg-oldenburg.de